



Seibennunddreissigster Jahrgang.

8. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

## Justiz der Seele.

Roman

von

Anton Freiherr von Persfall.

VII.

Das war eine wilde Jagd nach seinem Glück, diese Reise Vladimirs von Paris nach Trepan. Er ließ Marciana nur einen Tag Vorsprung und schwelgte in dem Gedanken, ihr dicht auf den Fersen zu sein, ja vielleicht sie noch einzuholen. Er durchforschte jeden kreuzenden Zug, jeden Bahnhof, und je näher er der Heimat kam, desto ungestümmer wallte sein Blut.

Ihm galt Marcianas geheime Reise nach Paris, das war ihm klar, und wenn er an das rastlose Wählen ihrer

Liebe zu ihm während dieser zwei Jahre der Verbannung dachte, deren rückhaltloser, vulkanischer Ausbruch sie zu diesem äußersten Schritt bewegte, hätte er aufjauchzen mögen, der selbstsüchtige Mann. Auch er litt ja wie ein Tier und suchte seinen sehnstvollen Schmerz zu verwenden, zu betäuben in einem Genussleben, das ihm nichts weniger als Befriedigung gewährte. Zwei Jahre der Qual um eine fixe Idee! Nichts anderes waren ihre Gewissensbisse, ihre seelische Furcht vor einer unreinen, verbrecherischen Liebe, die sie aufgeschauert von seiner Brust, an die sie schon wonnetrunken gesunken — nichts anderes seine immer wiederkehrenden schwarzen Gedanken über Minokys Tod, die auch ihn schauern machten vor der Hand der Witwe.

Marciana war geheilt, das bewies ihr Kommen, er glaubte es auch zu sein. In dieser zweijährigen freiwilligen Verbannung lag ja schon seine Rechtfertigung.

Hätte er mit einem Verbrechen sich belasten wollen, so hätte er doch die Frucht desselben genossen. Marciana, dies

in Liebe aufgelöste Weib, hätte seinem langen Werben nicht widerstehen können; — und warum hatte er sich doch diese Verbannung auferlegt? — Um den Schein zu meiden, nur um die Stimme, die lügnische, in seinem Innern zum Schweigen zu bringen — das Echo der Stimme des sterbenden Minoky. Waren zwei Jahre nicht zu kurz? Musste seine Rückkehr zu ihr sie nicht von neuem wieder ertönen lassen? Er horchte mit grausamer Wollust auf sie — und er vernahm sie nicht in seiner seligen Erwartung.

Er hob sie ja nicht freiwillig auf, auch ohne Marciana, er mußte zurück. Er, ein Graf Torckler, dessen Vater bei Ostrolenka gefallen, der stets ein Hauptträger der revolutionären Idee war, so lange er in Polen weilte, durfte jetzt nicht fehlen in der Zeit der Not. Er schraubte sein patriotisches Gefühl gewaltsam in die Höhe, so eindringlich ihm auch seine Vernunft sagte, daß ein neuer Aufstand das Verderben Polens nur für immer besiegeln würde.

So wurde er, der strohte vom Gefühle der Ehre, der



Kaiser Wilhelm II. in Wien: Das Hofkonzert. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Th. Weidwiser. (S. 183.)

für sein Vaterland zu sterben bereit schien, der auf das Viedestal politischen Märtyrertums sich zu stellen im Begriffe war, zum Verräter an seinem Vaterlande, indem er an die Stelle seiner besseren Ueberzeugung ein falsches Heldentum setzte, unter dessen Flunkern und Klirren er seiner Selbstsucht fröhnen konnte.

Wladimir kam das nicht in den Sinn; je mehr er die Gefahr erkannte, die drohte, um so größer dünkte ihn der Entschluß, ihr gegenüberzutreten. Es galt den Tod, und er scheute ihn gewiß nicht, doch zuvor wollte er sie besitzen — eine Woche — einen Tag, gleichviel — das sollte sein Lohn sein! Nichts sollte den ihm rauben, kein Toter, kein Lebendiger. „Elenor!“ dröhnte es dann plötzlich in sein Ohr — die er zur Waise gemacht — das hatte sie ihm schon längst verziehen, sie glaubte ihn ja noch immer unter demselben Verhängnis leidend, unter dem sie litt — aber betrogene Liebe, Eifersucht sieht scharf, wenn in Elenor der Gedanke auftauchen würde! — Da rauschten schon wieder die Fittiche der Schuld über ihm. Er beugte sein Haupt, wie um seinem Flügelchlag auszuweichen.

„Sie muß alles wissen,“ rang es sich plötzlich in ihm empor, „alles! Meine Liebe zu Marciana, meine geheimsten Gedanken, ich muß sie selbst vor den Abgrund führen, vor dem ich stehe, sieht sie ihn nicht, öffnet sich ihr nicht sein höllischer Schlund — dann weiß ich es gewiß, es ist ein Phantom — dann überschreite ich ihn und lache meiner Einbildung. Sie wird fürchtbar leiden, das arme Kind, aber sie ist edel und — stolz — eine Minskij — sie wird es verwinden.“

Diese Gedanken beschäftigten Wladimir auf seiner hastigen Reise, bis er an die polnische Grenze kam, dort wurde er jäh herausgerissen. Die Ansammlung von Truppen, die stürmische Unruhe und Aufregung auf den Bahnhöfen ließen ihn die rasche Entwicklung der Ereignisse ahnen.

Ein Entsetzen überkam ihn bei dem Gedanken, welchen Gefahren Marciana ausgesetzt war auf ihrer Rückreise — am Ende war sie gefangen, mißhandelt, oder im besten Falle konnte sie die Grenze nicht überschreiten, die förmlich abgesperrt schien. Er selbst gab die Hoffnung auf, auf gewöhnlichem Wege dieselbe überschreiten zu können. Er lauschte nach jedem Gerüchte, ohne durch Fragen sich verdächtig zu machen.

Eine plötzliche gewaltige Truppenaushebung in Warschau seitens Rußlands hatte den Aufstand, der erst im Mai beginnen sollte, jetzt schon zum Ausbruch gebracht. Ganz Polen war in Aufruhr.

Die großartige militärische Vorbereitung rings umher brachte ihn einen Augenblick auf den Gedanken, daß sein ganzer Plan ein Frevel sei, ein unnützes Menschenopfer. Siez sei ja unmöglich, Vernunft und Pflicht gebot ihm, seinen ganzen Einfluß auszuüben, seine Landschaft zu beruhigen und dem allgemeinen Verderben zu entziehen. Doch nur einen Augenblick, dann beherrschte ihn wieder der Gedanke, wie er über die Grenze gelange und möglichst rasch Gewißheit bekäme über Marcianas Los.

An der preussisch-russischen Grenze schien ein Uebertritt für ihn höchst gewagt, wenn nicht unmöglich. Er hatte in der Eile für die nötigen Papiere nicht Sorge getragen, die übrigens jetzt wohl auch nicht mehr berücksichtigt würden. So änderte er seinen Plan und fuhr nach Krakau. An der österreichischen Grenze war ein Durchkommen gewiß eher möglich, auch konnte er dort polenfreundlich gesinnte Leute, die ihm behilflich sein konnten. Er täuschte sich nicht, ja er traf dort mehr Schicksalsgenossen, die einen Weg mit ihm verfolgten.

Sie überschritten die Grenze abends auf einem Heuwagen, durch das dichteste Gebüsch eines Laubwaldes fahrend. Beim nächsten Vorwerke verwandelte sich der Heuwagen in eine Brieszka (Korbwagen), der sie zu einem Edelhose brachte, und so ging es fort von Hof zu Hof, sechsomal wurde der Wagen gewechselt.

Der Treue und Vorsicht polnischer Bauern, welche als Fuhrleute dienten, häufig anhielten, um Hufschlag und Geleise der Straße zu besichtigen und sich von Hügeln aus nach etwa sichtbaren Moskowiten umzusehen, hatte er es zu danken, daß er glücklich nach vier Tagen seiner Ueberschreitung der Grenze in Trepan eintraf.

Es war Nachtzeit, der Weg führte durch den Kalasiner Wald; er glaubte sogar das Rauschen einer Mühle zu vernehmen — das ließ ihn wieder in düstere Gedanken verfallen.

Im Dorfe herrschte sonst um diese Zeit tiefe Ruhe, jetzt brannte hier und dort Licht, ja in der Schmiede lohte noch frisches Feuer und der Klang der Hämmer scholl durch die Nacht. Thüren öffneten sich, dunkle Gestalten bewegten sich von Hütte zu Hütte, eine drohende Unruhe ging durch die Nacht.

Er befahl dem Kutscher noch mehr Eile; alle seine Sinne drängten nach Hause. Mona mußte wissen, ob Marciana zurückgekehrt, der Atem stockte ihm, wenn er daran dachte, welche Gefahren sie lief, und fester wie je stand sein Entschluß, wenn sie wirklich glücklich angekommen, offen, ohne Rückhalt um sie zu werben.

Alles war versperrt, im Dunkel ruhte der ganze Bau. Er riß an der Glocke, er schrie Mona. Die Hunde schlugen an und rasselten an der Kette. Endlich erschien ein Licht.

„Mona!“  
Ein leiser Ausschrei ertönte, dann polterte es eilig die Treppe herab.

„Wladi!“ Klang es mit zitternder, fragender Stimme. „Deffne!“ erwiderte er.

Mona sank vor ihm auf die Kniee und bedeckte seine Hand mit Küßen.

„Väterchen, Wladi, bist Du's denn wirklich?“  
„Ist Gräfin Marciana zurückgekehrt nach Estrup?“ fragte er atemlos, der Zärtlichkeit der Getreuen nicht achtend.

„Die Gräfin — war sie denn fort? Woher weißt Du denn, Väterchen?“

Er stampfte mit dem Fuße.

„Verzeihung — Wladi — ich weiß von nichts! Ich kam die zwei Jahre nicht von Trepan — und jetzt sind schlimme Zeiten — hast Du die Schmiede gesehen — wie sie arbeiten — Waffen, Wladi, Sensen für die Kosyniery. — O, weil Du nur da bist, Väterchen! Gutes, liebes Väterchen!“

Beforgnis, innige Liebe und Freude sprachen aus der lebenden Stimme.

Er hörte nicht darauf.

„Bede einen Burschen, er soll ein Pferd satteln, rasch!“

„Jetzt? — Wohin, Väterchen?“

„Kümmere Dich nicht! Rasch — ein Pferd!“

Die Alte eilte zitternd über den Hof und klopfte an den Stallungen.

Wladimir folgte ihr in seiner Ungeduld und trieb den verschlafenen Knecht zur Eile.

Mona trippelte ängstlich, die Hände fallend, mit stehender Geberde umher.

„Väterchen, wäre morgen früh nicht auch Zeit — es schläft alles jetzt auf Estrup. Du bist gewiß recht müde von der Reise — und — und — was werden die Leute dazu sagen — wenn Dein erster Ritt mitten in der Nacht —“

„Ihr gilt, meinst Du?“ vollendete lachend der Graf.

„Sie werden dann sagen, was wahr ist, was ich morgen schon selbst öffentlich sagen werde — daß der Graf Torckler wegen ihr zurückgekehrt ist. Sie werden vielleicht auch die Köpfe zusammenstecken und die Augenbrauen hinauszucken und mit den Köpfen wackeln, und der alte Cyrill — lebt er noch, der Alte?“

Mona nickte.

„Und Brandmann werden wieder das Märchen erzählen, dem ich einen Schluß geben will, einen recht schauerlichen, schönen Schluß mitten unter Kanonendonner, dem Gebrüll der Kosyniery und Todesdröhneln! Das ist dann einmal was zum Erzählen an den langen Winterabenden, daß es einem kalt über den Rücken läuft.“

Er sprach das lehte schon vom Pferde herab in komisch pathetischem Tone und sprengte, hellauf lachend, in die Finsternis hinaus.

Mona blickte ihm händeringend nach. Die böse Krankheit hatte ihn noch nicht verlassen in der Fremde, den armen Wladi!

Dieser ritt, sein Pferd zur äußersten Anstrengung nützend, den längst gewohnten Weg nach Estrup. Schon von weitem forschte er nach dem schwachen Lichtstrahl aus Marcianas Zimmer, der ihm so oft sein armes Herz erwärmte — alles war dunkel — tot! Die Angst schnürte ihm die Brust zusammen. Wen sollte er wecken? Brandmann? Eine gewisse Scheu regte sich in ihm.

„Gerade er soll mich zuerst sehen,“ sagte er sich dann trotzig.

Er ritt zu den Dekonomiegebäuden und schlug mit dem Knopf seiner Reitgerte an die Wohnungsthüre Brandmanns. Hundegebell — ein zorniger Ausruf erscholl, dann ein kriegerisches „Wer da!“

Estrup war offenbar schon in Belagerungszustand erklärt.

„Graf Wladimir Torckler!“ erwiderte er, im stillen vor sich hinlächelnd, welche Wirkung wohl die Nennung dieses Namens auf den Alten da drinnen haben mußte.

Die Thüre wurde aufgesperrt, Brandmann stand vor ihm. Er fuhr zurück — der lange weiße Schnurrbart, die hohe breite Gestalt im Fladerlicht einer Kerze — er hatte noch nie bemerkt, daß der Förster dem alten Minskij so gleich, und jetzt war es ihm, als stünde er wirklich vor ihm. Ein eisiges Gefühl ging ihm den Rücken hinab.

„Sie hier, Graf? Das bedeutet besondere Neuigkeit,“ sagte Brandmann.

„Die möchte ich von Euch hören. — Ist die Gräfin schon zurück von ihrer Reise?“ fragte Wladimir.

Brandmann hob die Kerze höher, wie um sein Antlitz zu sehen.

„Gestern abend ist sie gekommen.“

„Gesund?“ fragte hochaufatmend Wladimir, der seine Freude nicht verbergen konnte. „Ohne Abenteuer?“

„Ich denke! Sie wissen wohl mehr als ich, Herr Graf. Ich bin kein Vertrauter oben im Schloß. Seit wann zurück, wenn ich fragen darf?“

„Eben angekommen.“

„Eben — und schon hier? Hm! Sie wollen wohl auch Raczelnik (Anführer) werden? Höchste Zeit! Der Tanz hat schon angefangen! In Serol und Piotrkow ist schon Blut geflossen. Die ganze Bevölkerung unseres

Bezirktes ist in Aufruhr. Sie fürchten die russischen Aushebungen und bedürfen nur eines Führers. — Wenn der alte Graf noch lebte!“

„Ich hoffe ihn zu ersehen, Brandmann,“ entgegnete gereizt Wladimir.

„Nicht mehr als billig.“

Brandmann lachte.

„Wie meinst Du das?“ fragte mißtrauisch Wladimir.

„Nun — ich meine — weil Sie den Platz geleert, müssen Sie ihn auch wieder ausfüllen.“

„Welchen Platz?“

„Graf Minskij's Platz.“

„Als Raczelnik meinst Du wohl?“ fragte Wladimir.

„Als was sonst?“ erwiderte lachend Brandmann.

Wladimir ärgerte sich über seine Frage. Das zweideutige Wesen Brandmanns ließ ihn erkennen, daß in der Brust dieses Mannes der Verdacht gegen ihn noch immer rege sei. Sollte er nicht einmal offen mit ihm sprechen, vielleicht hatte er die wahnsinnigen lezten Worte des Grafen gehört, dann mußte er am Ende an ein Verbrechen glauben. Doch er wagte es nicht, er fürchtete das Urtheil des Alten.

„Ich bin ermüdet, führe mich auf ein Zimmer. Ich habe der Gräfin in aller Frühe eine wichtige Botschaft zu überbringen,“ sagte er.

Brandmann gehorchte, nachdem er das Pferd versorgt hatte.

„Wie geht es Elenor?“ fragte Wladimir zerstreut, als dieser mit einer Verbeugung das Zimmer verlassen wollte.

„Sie ist alt geworden seit jenem Unglückstage, das arme Fräulein.“ Er senkte die Augen und machte sich an dem Lichte zu schaffen. „Sie träumt so viel vom seligen Grafen, sagt sie, und das sei so schrecklich, das blutige Antlitz. Man sagte ihr, das bedeute, daß er keine Ruhe habe im Grabe, und der Gedanke, glaube ich, macht sie alt. Sie läßt Messen lesen, das ganze Dorf betet für ihn —“

„Und das hilft wohl alles nicht?“ erwiderte fest Wladimir. „Was will er denn noch, der ruhelose Graf?“

Sein Auge ruhte durchbohrend auf Brandmann. Der suchte mit den Achseln.

„Man muß solchen Dingen nicht nachhängen, das könnte einen verrückt machen. Gute Nacht, Herr Graf.“

Er verließ Wladimir, der ihn nicht mehr zurückhielt.

„Was kann er denn noch wollen? — Messen! — Gebete! Und noch keine Ruhe?“

Er sprach das spöttisch vor sich hin.

„Ich wußte es wohl — ich las es in seinem sterbenden Blick — Rache! — Mein Blut für seines! — Das war's! — Die Herren Kosaken werden ihm vielleicht bald dazu verhelfen — zu seiner Ruhe!“

Er hatte einen unruhigen Schlaf. Die Träume Elenors quälten auch ihn. Als er, in Schweiß gebadet, erwachte, stand ein fester Entschluß auf seiner Stirne.

Marciana war erst die Nacht zuvor auf Estrup angekommen und zwar auf dieselbe Weise wie Wladimir: sie mußte sich sogar dazu bequemen, in Männerkleidern als neu angeworbener Diener eines in der Nähe der galizischen Grenze begüterten Polen die Grenze zu überschreiten. Die ständige hochgradige Aufregung erhielt sie aufrecht, jetzt, zu Hause angelangt, zeigten sich erst die Folgen der ertragenen Beschwerden; sie war nicht im Stande, sich aus dem Bette zu erheben, so schwach fühlte sie sich.

Elenor, die wirklich sehr gealtert schien, saß an ihrem Bett, betrachtete sie mit inniger Bewunderung und lauschte atemlos der leisen Erzählung ihrer Erlebnisse.

Als sie von der Begeisterung erzählte, mit welcher sie von ihren Landesleuten aufgenommen wurde, daß es ihr gelungen sei, viele edle junge Männer zur Rückkehr und Anteilnahme an dem Aufstande zu bewegen, da fragte Elenor erröthend, ob sie denn keine Kunde von Wladimir vernommen, und als Marciana eine ausweichende Antwort gab, gestand sie mit nassen Augen, daß sie insgeheim auf seine Rückkehr hoffe, sie könne nicht glauben, daß ihm das Schicksal seines Vaterlandes so gleichgültig sei. Marciana wurde darauf auffallend schweigsam.

Da trat ein Diener ein und meldete ahnungslos in seiner trockenen Weise. „Graf Wladimir von Torckler, der seine Aufwartung machen will.“

Die Wirkung dieser Meldung war eine sehr verschiedene auf die beiden Damen.

Marciana erklärte, sie fühle sich kräftig genug, aufzustehen, um ihn zu empfangen, eine verräterische Aufregung bemächtigte sich ihrer, die jede Schwäche verwischte, während Elenor unter hellen Thränen — der Freude wohl — auf einen Stuhl sank und wie gelähmt schien von der plötzlich mit ihrem geheimen, sehnüchsvollen Gedanken so wunderbar zusammentreffenden Ankunft des so lange beweihten Geliebten.

Marciana sollte ihn zuerst allein empfangen.

„Aber nicht wahr, Du ruhest mich bald,“ bat sie Marciana zärtlich, als sie das Zimmer verließ. „Daß ich Dir's nur sage,“ flüsterte sie der nervös Silenden in das Ohr, „ich habe nicht recht gehandelt an Wladimir, darum findet auch der Vater keine Ruhe, ich hätte ihm entgegenkommen müssen. Ich will es wieder gut machen — sprich ihm davon, wenn Du Zeit findest.“

Sie bemerkte in ihrer Seligkeit nicht die Verwirrung Marcianas, die sich lautlos, auffallend kalt ihrer Umarmung entzog und eilig aus dem Zimmer verschwand.

In demselben Zimmer, in dem er Abschied genommen, wartete Wladimir, das Herz zum Herzspringen, fest entschlossen, sein Verhältnis zu Marciana rücksichtslos mit einemmale klar zu legen, nur dann fühlte er sich fähig zu irgend einer entschlossenen That, die des ganzen Mannes bedurfte; daß er damit seinen Patriotismus in ein sehr zweifelhaftes Licht rückte und den ethischen Wert aller dieser künftigen Thaten, mochten sie eines homerischen Helden würdig sein, vernichtete, daß sein ganzer Heldenmut dann eitles, frevels Spiel seines Egoismus, eine Koketterie der Geliebten gegenüber war, — Beweggründe, die in den polnischen Kuständen aller Zeiten eine große Rolle gespielt — daran dachte er jetzt nicht.

Er hörte ihre Tritte auf dem Korridor. Ein heißer Strom schoß ihm in das Gesicht. Marciana stand unter der Thüre, noch schöner, noch bestrickender wie damals, als er sie verlassen; auch sie zitterte sichtlich, als er stumm ihre Hand ergriff zum Kusse. Ihre Seelen waren so gespannt, so ganz erfüllt von einem Gedanken, einem Triebe, daß jede Phrase, jede anknüpfende Redewendung des Salons beiden verächtlich und lächerlich dünken mußte.

„Ich erwartete Sie, Graf Wladimir,“ begann sie, nach Fassung ringend, „alle Rücksichten müssen weichen, wenn es unser Heiligstes gilt.“

„Ja, Marciana, alle Rücksichten müssen weichen, wenn es unser Heiligstes gilt!“ wiederholte Wladimir, dessen Leidenschaft sich von neuem maßlos entzündete an dem längst entbehrten Anblick des geliebten Weibes. „Deshalb bin ich hier, Du hast recht, und darum weg mit allem Zwang der Sitte, mit aller Entfagung, mit der Lüge der Vaterlandsliebe. Nicht sie ließ Dich Dein Geschlecht, alle Gefahren vergessen und in einer Kneipe in Paris unter erhitzen Männern Reden halten; nicht sie trieb mich hierher in atmloser Hast. Kindische Lüge, Marciana, vor der wir selbst erröten müssen! Unsere Liebe, die wir durch Trennung auszurollen gesucht in blindem Unverstand, that es. Sie ist die Erstgeborene, Urmächte, und ehe nicht ihre verzehrenden Flammen einen Ausweg geschaffen, — ich fühle es, Marciana, es ist so — kann die andere nicht hell aufzuden aus der glühenden Asche alterer Erinnerung.“

Marciana war wieder ganz in seinem Banne. Das war die leidenschaftliche, zum Herzen bringende Sprache, deren erste Töne ihr so verhängnisvoll waren, und sie las in seinen flammenden Augen, in seiner zum Sturm anwachsenden Bewegung wortlos ihre Niederlage.

„Marciana, sei mein vor aller Welt, im geheimen bist Du es ja schon längst.“

Er breitete die Arme nach ihr aus, sie stürzte sich hinein, sinnlos, liebestrunken.

„Ich bin Dein,“ flüsterte sie, „wenn's eine Sünde ist — ich kann nicht anders!“

Dann war es einen Augenblick ganz still; die beiden hatten sich fest umschlungen. Da schlugen die ernstesten, melodischen Töne einer Chopinschen Melodie an ihr Ohr. Marciana fuhr erschreckt auf aus seinen Armen.

„Und Elenor?“ rief sie. „Begehre ich nicht einen gemeinen Raub an ihr? Wird in ihr nicht der furchtbare Gedanke keimen, den auch ich einst gehegt, für den ich Dich auf den Knieen um Verzeihung bitte?“

Wladimirs Antlitz verfinsterte sich. Da kroch es wieder heran aus seiner Höhle, das häßliche Phantom, und riß ihn aus allen seinen Himmeln. Es lag jetzt wie Haß in seiner Stimme.

„Sie muß alles erfahren, die ganze Geschichte unserer Liebe — den teuflischen Verdacht, der in aller Brust, in Deiner selbst, mehr noch — in der Brust ihres sterbenden Vaters aufstieg, von dem sie allein rein blieb, und wenn sie dann, trotz des bitteren Wehes, das sie empfindet, in dem Allerheiligsten ihrer Weiblichkeit verkehrt, denselben mit Abscheu verwirft, an meiner Unschuld nicht zweifelt, dann muß er endlich sterben, der wahrwichtige Gedanke. Es ist grausam, aber es muß sein, das Ungetüm muß erwürgt werden, sonst schwilt es noch in das Unendliche auf und stört ewig unser Glück.“

Seine Hände machten die krampfartige Bewegung des Würgens.

„Und wenn Elenor ihn nicht verwirft,“ erwiderte Marciana, sich enger an ihn schmiegend, „wenn er auch in ihr aufblüht — und niemand hätte mehr Veranlassung dazu wie sie — was dann?“

„Was dann?“ Wladimir neigte sein Haupt wie unter einem Verhängnis. „Ja, dann? — Dann! Doch das wird nicht, das kann nicht sein. Elenor ist so edel, so reinen Herzens, daß sie das furchtbare gar nicht denken kann von ihrem Jugendgefährten, der wie ein Bruder aufgewachsen ist mit ihr unter der Hut des Vaters — nein — das ist unmöglich, widernatürlich.“

Entsetzen packte ihn, seine Haare hoben sich elektrisch, sein ganzer Körper bebte, noch nie empfand er so tief das Höllische des Vorwurfs. Und je tiefer er ihn empfand, desto fester stand sein Entschluß, die grausame letzte Probe mit Elenor zu machen. War es außerdem nicht tausendmal männlicher, ihr offen alles zu gestehen, als einem augenblicklichen schwächlichen Mitleid nachzugeben und sie zeit-

lebens zu betrügen! Und noch etwas. Es regte sich schon lange in ihr ein gewisser Groll gegen Elenor, die es über sich vermocht, ihn zu verlieren; hätte sie ihn wirklich geliebt mit einer Liebe, wie er sie jetzt kannte, selbst der Tod ihres Vaters durch seine unschuldige Hand hätte sie nicht dazu zwingen können; es war eben keine echte Liebe, sondern mehr die Gewohnheit einer längst festgesetzten Verbindung, und die zu brechen kostete kein Leben.

„Komm, gleich jetzt soll es geschehen,“ sagte er erregt, Marciana bei der Hand fassend. „Heute noch muß alles im reinen sein, dann mit freiem, frohem Herzen in den Kampf, in den Tod, wenn es sein muß.“

Sie stiegen die Treppe hinauf. Die Klänge Chopins schwebten noch immer herab, jetzt klangen sie wie Jubeltöne einer angstbefreiten, in lichten Höhen sich schwingenden Seele.

Wladimir atmete schwer, als ginge es einen steilen Berg hinan.

Marciana verließ der Mut, tiefes Mitleid mit Elenor, das Gefühl niedrigen Verrates, den sie an ihr beging, drückte sie zu Boden. So zogen sie hinauf wie Verbrecher zum Gerichtssaal, schleppenden Ganges.

Elenor war glücklich über die Rückkehr Wladimirs. Schon lange glaubte sie sich einen bitteren Vorwurf über ihr Verhalten gegen ihn machen zu müssen. Sie durfte ihn nicht verlassen in dem größten Unglück seines Lebens, wenn sie ihn wahrhaft liebte, keine Rücksicht durfte sie dazu verleiten. Sie fühlte es ja selbst damals, daß sie ihn noch ebenso liebte, ihre Vernunft sträubte sich gegen eine Trennung auf Grund eines blinden Zufalles, und doch war sie zu schwach, ihrem Herzen zu folgen.

Sie hätte ihm schon längst geschrieben, wenn sie seinen Aufenthalt gekannt. Jetzt kam er selbst, jetzt war es ihre Pflicht, ihm entgegenzukommen, ihr Unrecht wieder gut zu machen, und wie gerne wollte sie es gut machen — gewiß — das war's, warum sie so böse Träume hatte vom Vater, eine Mahnung aus dem Jenseits; der Gute wollte nicht, daß sein Kind und sein Wladimir unglücklich würden seinetwillen.

Marciana blieb so lange aus — die leidige Politik — Gott, sie war ja auch begeistert für die neue Erhebung — aber nur jetzt nicht, bevor sie mit ihm gesprochen. Ihre Ungebild wuchs, sie suchte sie am Klavier zu bändigen, es gelang ihr auch, nichts löst wie Musik alle Bedrängnis der Seele.

Plötzlich ging die Thüre auf; sie brach jäh ab, es klang fast wie ein Aufschrei — Marciana stand vor ihr und Wladimir. Sie erschrak an seinem bleichen, verführten Aussehen, an seinem schon mit Grau sich mischenden Haupthaar, er schien um vieles älter geworden. Marciana hatte ihn offenbar nicht genügend vorbereitet auf die Veränderung, die an ihr vorgegangen.

Sie eilte, von dem Gefühl liebevollen Mitleides ergriffen, ihm entgegen und war im Begriffe, ihm einen Empfang zu bereiten wie in früheren Tagen. Doch er ergriff ihre Hand und wehrte leise ihrer Umarmung.

Elenor war verlegen und sah auf Marciana — Gott, die Arme hatte sich wohl zu viel zugetraut. Sie lehnte sich wachsbleich an eine Konsole und atmete mit offenem Munde.

„Laß, Elenor,“ sagte sie, „es geht gleich vorüber, Graf Wladimir hat mit Dir zu sprechen.“

Das Mädchen durchzuckte es freudig.

„Ich weiß, was er mir sagen wird,“ sagte sie lächelnd. „Sei nur nicht gar zu böse mit mir, Wladimir, und denke, ich war ein recht unerfahrenes, schwaches Kind.“

Sie senkte die Augen vor ihm, ihre Stimme klang thranenwoll, sie errödete leise. Ein Anblick lieblicher Unschuld, der Wladimir fast die Kraft verlieren ließ zu dem mächtigen Streich, den er führen wollte.

Er nötigte Elenor, sich zu setzen; Marciana verschwand in ein Nebenzimmer.

„Ich denke durchaus nicht, daß Du ein schwaches Kind warst, sondern im Gegenteil ein starkes, mit männlichem Willen begabtes Weib, als Du es, wenn auch mit blutendem Herzen, über Dich gewannst, auf meine Hand, die nun einmal Deinen Vater getödtet, wenn auch nur in unglücklichem Zufall, zu verzichten — Du mußt es thun, Deinem Namen, Deiner Kindesliebe, vielleicht auch der Welt zu liebe.“

„Nein, Wladi, ich mußte es nicht thun, es war erbärmlich von mir, daß ich es that,“ unterbrach ihn unter Thränen Elenor.

Wladimir atmete schwer auf und wühlte in seinem Haar.

„So denkst Du vielleicht jetzt, doch damals mußtest Du anders denken,“ fuhr er fort, „und es ist gut, daß Du anders gedachtest. Von dem Unglückstage an, mit dieser Last bitteren Vorwurfs auf dem Herzen, war ich kein Lebensgefährte mehr für Dich; ich bin alt geworden an jenem Tage, abgesehen von allen anderen Gründen —“

Elenor erhob ihr verwundenes Gesicht und sah ihn starr an.

„Jetzt bin ich es noch weniger — mein Haar wird grau,“ — er wühlte nervös darin — „ich bin nicht mehr der Wladimir, den Du einst geliebt, — außerdem ist es wohl besser so. Es kommen Zeiten, wo es besser ist für ein Mädchen, allein zu stehen, es wird viele Witwen geben die nächsten Wochen in Polen. Nichts mehr davon,

Elenor! Ich habe über andere Dinge mit Dir zu sprechen, die Dich mächtig bewegen, wohl Schmerzen werden, aber es muß sein.“

Er richtete seine zusammengesunkene Gestalt gewaltsam auf, die Falten an der Nasenwurzel zogen sich zusammen.

Elenor verbarg ihr weinendes Antlitz hinter dem Taschentuch, sie glaubte das Schmerzlichste schon gehört zu haben.

„Du hast mir den Tod Deines Vaters schon längst vergeben, nicht wahr?“ fragte er in dem Tone eines Inquisitors.

Elenor nickte stumm mit dem Kopf.

„Sind keine weiteren Gerüchte an Dein Ohr gelangt über den Tod Deines Vaters — über mich? Hat Brandmann oder der alte Enrill nicht auffallende Bemerkungen darüber gemacht?“

Elenor sah erstaunt auf und schüttelte das Haupt.

„Nie — was sollten sie denn auch?“

„Daß ich den Vater absichtlich getödtet!“ klang es schneidend, hart.

Elenor fuhr zurück und blickte angstvoll auf das sahle Antlitz Wladimirs. Er war wohl wahnsinnig geworden über sein Unglück und litt an Verfolgungswahn.

„Du wirst das freilich nicht verstehen,“ fuhr er fort, „ohne den Grund, den diese Leute angeben: Ich tödtete ihn, um sein Weib, um Marciana zu gewinnen,“ sagen sie.“

Ein Aufschrei rang sich aus Elenors Brust.

„Das ist ja der Wahnsinn!“ rief sie aus. „Wladimir, ich beschwöre Dich, niemand denkt so Entsetzliches — Du bist krank, Wladi.“

„Betrübt, meinst Du wohl.“ Er lachte auf. „Wenn ich Dir aber sage, ich liebe Marciana, ich begehre die Witwe Deines Vaters zum Weibe.“

Elenor wich vor ihm zurück; sie hatte Angst — der grasse Blick — das wirre Haar —

„Was sagst Du dann zu dem Gerücht?“ fragte er, ihr nachgehend und sie bestig bei der Hand fassend. „Hindest Du es noch so wahnsinnig? — Ich stehe neben Deinem Vater allein im Walde, ich denke an sie, an sein heimlich geliebtes Weib, an Marciana — wenn er nicht mehr lebt, ist sie mein — ein Wild bricht durch zwischen uns — Dein Vater steht in meiner Schußlinie, sein Kopf erscheint auf meinem Bist — ein Mordgelüst erfüllt mich — ich töte ihn. So könnte es sein. — Könnte es nicht so sein?“

Er sprach rasch, abgebrochen, weißer Schaum stand vor den sahlen Lippen, das dunkle Auge hatte einen wilden, häßlichen Ausdruck.

„Marciana!“ schrie Elenor in Todesangst, in den Händen eines Wahnsinnigen sich glaubend, die sich krampfhaft um ihre Gelenke schlossen. „Marciana!“

„Du glaubst nicht an meine Liebe zu Marciana, nicht wahr? Das wäre ein abscheulicher Betrug an Dir unschuldigem, reinem Kinde gewesen, nicht wahr, und das kann doch der Wladi, der gute, brave Wladi, Dein Jugendfreund, nicht thun — die Tochter betrügen — den Vater betrügen — und dann — dort, kehre Dich um — dort steht sie — frage sie selbst!“

Er war ermattet, die Stimme versagte ihm, er taumelte auf einen Sessel.

Elenor wandte sich um. Marciana stand unter der Verbindungsthüre wie eine Bildsäule, nur das dunkle Auge lebte.

Das Mädchen eilte, wie Rettung suchend, auf sie zu und fiel ihr um den Hals.

„Marciana, hilf! Das Unglück hat seinen Geist verwirrt!“ jammerte sie.

„Sprich, Marciana!“ sagte jetzt Wladimir in befehlendem Tone. „Ist es nicht wahr, daß ich Dich liebe, daß ich Dich geliebt vom ersten Augenblicke an, wo ich Dich gesehen, daß ich um Deine Hand geworben vor einer Stunde? Oder sprach ich im Wahnsinn?“

Elenors Arme lösten sich, ihr Auge hing nun fragend an Marciana, welche mit der ganzen rücksichtslosen, über Leichen und Trümmer süßlos dahinschreitenden Macht der Liebe, die in diesem entscheidenden Augenblicke ihre innige Reizung zu Elenor, das in ihr von neuem aufsteigende Gefühl einer unbestimmten Schuld nicht aufkommen ließ, das Messer stieß in die Mädchenbrust vor ihr mit den Worten:

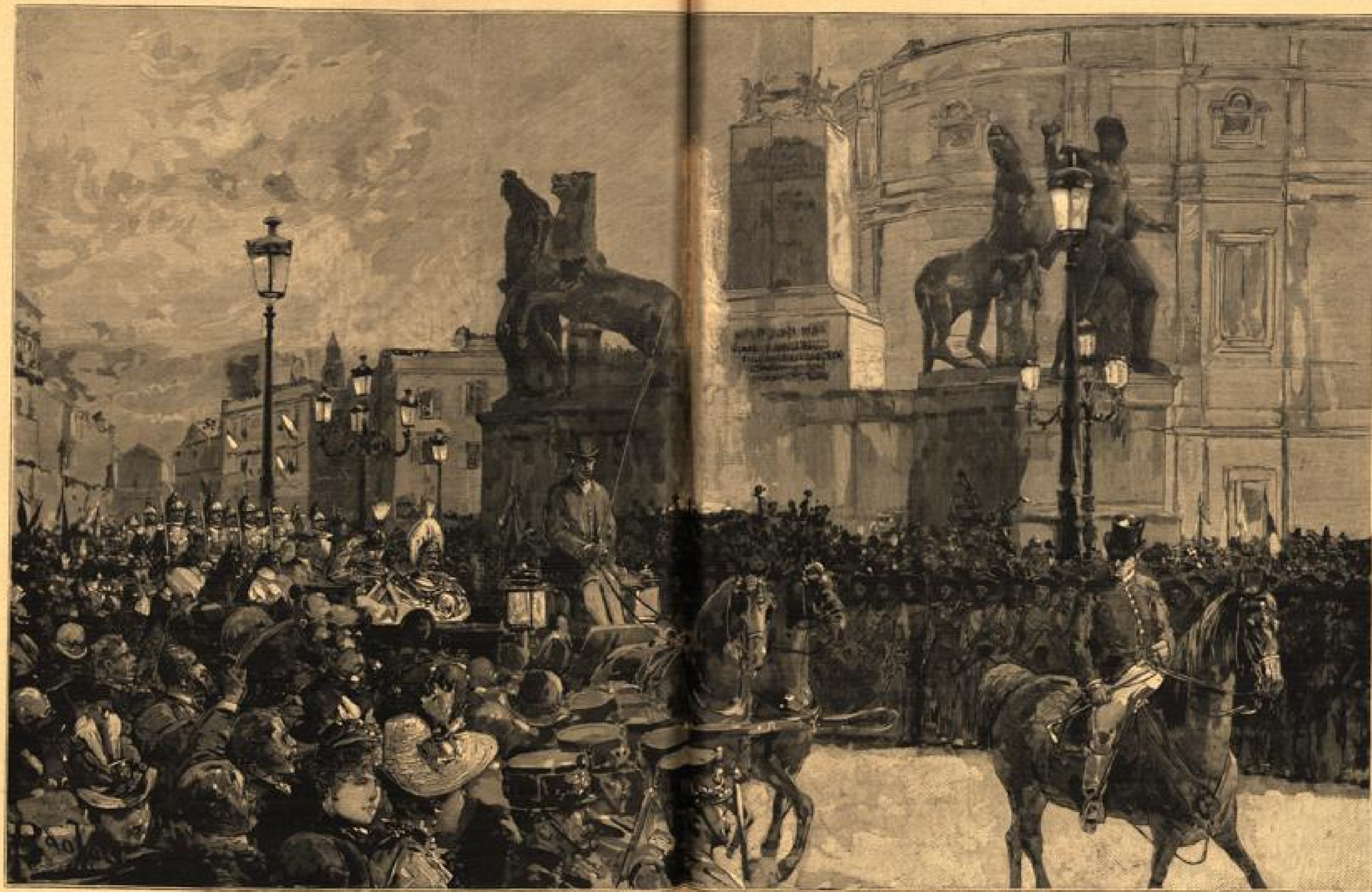
„Ja, es ist wahr; wir lieben uns und keine Macht der Erde soll uns mehr trennen!“

Elenor griff nach der Stirne. Am Ende war sie nicht bei Sinnen, ihr Auge schweifte immer zwischen Wladimir und Marciana.

„Es ist so, Elenor! Renne es erbärmlich, ein Verbrechen — aber es ist so; und jetzt, nachdem Du es weißt — er ging auf sie zu, packte sie bei beiden Händen und sah ihr mit einem Ausdruck in das Auge, der sie bebend machte — „sage mir, was hälst Du jetzt von dem Gerücht über Deines Vaters Tod? Hälst Du jetzt eine solche That für möglich? — Zögere nicht — sprich es aus!“

„Auch jetzt nicht,“ stammelte sie, seinem Blicke ausweichend.

„Auch nicht, wenn ich Dir sage, daß Dein sterbender Vater selbst sie für möglich gehalten, daß er mich dessen selbst angeklagt hat und mit dieser Anklage auf den Lippen gestorben ist!“



Kaiser Wilhelm II. in Italien: Ankunft der Monarchen auf dem Quirinalplatz in Rom.

Zeichnung von Carl Neukirch. (S. 183.)

Das war zu viel der Qual. Glenor sank zu Boden und rang vergeblich ihre Hände, sie seinem Griffe zu entwenden. Wladimir war erbarmungslos, jedes Gefühl schien gestorben in ihm, er ließ sie nicht.

„Antworte, Glenor! Brandmann, der alte Cyrill, Mona, alle hatten den Gedanken — der sterbende Vater selbst — mehr noch — Marciana selbst — noch mehr — ich selbst — seine Stimme klang jetzt kreischend, nicht mehr menschlich — „hatte ihn im ersten Augenblick! Taucht er nicht auch in Dir auf, jetzt in diesem Augenblick, wo Du mich hasten, vielleicht verachten mußt. Denk nicht an das, was wir uns waren — horch in Dein Inneres — hörst Du nichts?“

Jeder Nerv in ihm zuckte nach ihrer Antwort, er litt so furchtbar, daß er ihr Leid nicht beachtete. Tod und Leben hing an ihrem Munde.

Sie schloß einen Augenblick — ein gräßliches Schweigen für ihn. Dann hob sie das große blaue Auge, an dem eine Thräne hing, zu ihm empor, voll heiligen Glaubens, voll heiliger, unsterblicher Liebe — ein Himmelsstrahl zuckte daraus empor in die wunde, zerrissene Brust dessen, der sich über sie beugte.

„Wladimir, Du bist kein Mörder!“ sprach sie mit dem Ausdruck tiefster Ueberzeugung.

Da zog er sie wild empor an seine Brust.

„Danke!“ stammelte er, ein Thränenstrom brach sich Bahn, rückhaltlos, unaufhaltsam; als er zur Besinnung kam, regte sich Glenor nicht mehr in seinen Armen, ihr bleiches, lebloses Haupt ruhte in seinem Arm, er ließ sie sorgsam auf das Sofa sinken und sah sich jetzt erst nach Marciana um. Ihre Blicke trafen sich und sanken wieder beschämt zu Boden. Die Sphäre dieses leblos dahingestreckten Engels umgab sie wie Gewitterschwüle. Der Himmelsglanz höchster Liebe, der daraus hervorbrach, ließ die ihrige wie häßliche, wilde Lohse erscheinen, die nur verzehren kann, nicht leuchten.

Wladimir floh aus dem Zimmer, das er triumphierend hätte verlassen sollen; er war über sich empört, warum jandzte er nicht auf: „Frei!“ Die höchste Justiz, der er sich freiwillig gestellt, sprach ihn frei! Oder gibt es noch eine höhere, unfehlbarere?

Ja, es gibt eine — die Justiz der Seele!

Und wer spricht dort das Urteil?

„Ja!“ sprach es in seinem Innern. Wer ist das „Ja“? Die Seele selbst? Das Gewissen? Die Vernunft?! Er ruckte es nicht und zitterte von neuem vor dem unbekannten Richter! (Fortsetzung folgt.)

## Begräbnisstätten und Totenfeste.

Von

Otto Lehmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die ältesten Sagen der Ägypter erwähnen schon eines Urlandes der Seelen, wo sie in kindlicher Unschuld, der Gottheit nahe, in den Gefilden des Himmels ein seliges Dasein genossen. Verlockt, wandten indes viele sich zur Erde, wo sie, eingebannt in den engen Körper, behaftet mit mancherlei Mängeln, erst nach vorheriger Reinigung und nach Verlauf unzähliger Jahre ihren früheren Wohnsitz wieder erreichten. Trotz der schweren Prüfung ein beneidenswertes Los! — Nur daß der Tod, der Abschied von der Gegenwart, den Uebergang bildete, machte viele erzittern. Nicht viele bliden mit gefohem Rute dem Tode entgegen, denn der Glückliche, zufrieden mit den Behältnissen, sah gern sein Dasein in alle Ewigkeit verlängert, der Unglückliche es nicht gern unterbrochen, weil die Hoffnung ihn noch emporhält. Und wie bebten die Völker der Vorzeit zurück vor dem unbekannten Lande! — Die Schrecken des Hades und Tartarus, wie standen sie so drohend vor ihrer geängstigten Seele! Schwoll nicht von den Thränen der Gestorbenen der Goch? — Was that man nicht, um das Schicksal und die Götter zu verjöhnen! Wie bemühte sich jeder, da er vom Jenseits wenig oder nichts erwartete, sein Andenken durch Monumente zu verewigen! Daher die Totentempel, Nekropolen, Totenreiche zu Besargada und bei Memphis, Theben, Sykopolis, Abydos, die Pyramiden und Felsenadäber, worin nach dem Beispiel des Osiris und der Isis, sich die Könige inmitten ihres Volkes feierlich bestatten ließen, um hier als solche den letzten Tag des großen Weltjahres zu erwarten.

Die Gefinnungen seiner Fürsten und Hohenpriester teilte auch das Volk. Nur zur Seite der Erdengebiete hoffte der Ägypter in jenem Hofen der Frommen (so erklärten die Alten schon den Namen Memphis) Errettung vom Untergang. Aus der religiösen Denkweise der Nationen gingen, wie gesagt, nicht allein ihre Tempel, sondern auch die geheiligten Räume hervor, in deren Bezirk sie die Gebeine ihrer Väter begraben.

Ebenso besahen die alten Hebräer bei jeder Stadt einen Gottesader, Totenader (Beth haacaroah, auch Beth hakiem, das ist: Haus des ewigen Lebens). Noch ehe die Griechen die phrygische Sitte des Verbrennens annahmen, hatten auch sie ihre Begräbnisplätze. Die Asche der Verstorbenen wurde aber späterhin von ihnen in Urnen gesammelt und beigelegt. Ähnlich war es bei den Römern, die als Beherrscher der Welt, vorzüglich zur Kaiserzeit, mit ihren Grabmalern sogar die Ägypter zu überbieten suchten.

Die alten Deutschen beerdigten ihre Toten in gottgeweihten Gainen. Kurz, jeder Kultus, als äußere Erscheinung des innern Glaubens, hatte nach Maßgabe seines Gehalts einen größeren oder geringern Einfluß auf die Anlage der Grabstätten und deren Bedeutung. Nirgends war dieser so groß, als im Christentum,

das, auf Menschenwert gegründet, ohne Unterschied allen denen die Seligkeit verhielt, welche sie durch edle Gefinnungen und Thaten zu erringen wußten. Verachtet, bedrückt, verfolgt, durften die ersten Christen ihren Gottesdienst nicht öffentlich feiern, ihre Toten nicht nach eigentümlicher Sitte bestatten. Da wählten sie, deren brüderlicher Verein zur Erhaltung des Ganzen vonnöten war, unterirdische Zufluchtsstätten (Katakomben), wo sie ungestört am Grabe der Märtyrer ihre gemeinschaftliche Andacht verrichten konnten. In den dunklen, nur spärlich von oben her erhellten Irregängen solcher Totenhallen ruhten zu Tausenden (wie um Ostris die gläubigen Ägypter) ringsher um den Grabhügel der Glaubenshelden in den Luftwänden die eingelagerten Leiber der Christen.

Seit Konstantin dem Großen zur Staatsreligion erhoben, durfte das Christentum glänzender auftreten. Ueber dem Sarkophag der Heiligen und Märtyrer erhoben sich nun prächtige Basiliken, Kirchen und Kapellen, unter denen man die früheren Katakomben als Kirchhöfe, Schlaf- und Ruhestätten fortbestehen ließ oder zu dem Ende neue errichtete.

Hie und da wurde ein Gottesader (Campo santo) wohl abgefordert vom Heiligum angelegt, aber nur selten. Konstantin selbst ließ sich ja schon in der Apostelkirche beerdigen. Ihm folgten die Bischöfe nach, und so wirkte das Beispiel fort, bis zuletzt auch die Reichen und Bornehmen sich dahin drängten. Die Kaiser Theodosius und Justinian verboten die Begräbnisse in den Kirchen. Leo der Weiße erklärte sich wiederum für den alten Gebrauch. Die Friedhöfe außerhalb des Gotteshauses und vor den Thoren der Stadt anzulegen, ist ein Verdienst der neuern Zeit.

Wo die Heere des Propheten und seiner Nachfolger hinkamen, gefalteten sich, wie allerwärts, die Begräbnisplätze (Touarab) nach den Ansichten der neuen Lehre. Zu den schönsten dieser Art gehören die von Kairo. Ramentlich zwei dieser Totenstädte, wie sie Jomard nennt, zeichnen sich aus. Die erste beginnt bei dem Mausoleum Imam el-Ghazy u. Batsin; die andere, im Osten vom Kairo (Touarab-Kay-Bey), steht der vorigen nicht an Herrlichkeit nach. Außerdem gibt es in der Umgegend mehrere bedeutende Monumente, zum Beispiel die zu Babes-Duigyr bei dem Thore gleichen Namens, von el-Gharaib und Bab-el-Hazr im Osten, sowie die von Kayed vor dem Thore gleichen Namens im Westen. Auch im Innern der Stadt befinden sich Gottesäder, die sich durch Herrlichkeit auszeichnen. Die maurisch-arabische Baukunst zeigt sich hier in vollem Glanze. Bildwerke, Malereien, Vergoldungen gibt es an den Denkmälern in Menge. Die prachtvollsten der letzteren ruhen auf Säulen, die, durch Bogen unter einander verbunden, über sich eine oder mehrere Kuppeln tragen, deren innere Kassetten mit Reliefs verziert sind. Die Pracht der Ueberbauung unterscheidet bloß die Gräber der Heiligen und Bornehmen von denen der Geringeren. Diese sind gewöhnlich mit breiten, abgerundeten Steinen nach Art einer Truhe oder Lode, mit rundem Deckel, der, oftmals abgeteilt, im obersten Felde das Maß des darunter liegenden Toten abgibt. Zu beiden Enden derselben erheben sich lotrecht zwei schlank, nach unten zu abfallende Steine, von welchen der am Kopfeude mit einem solchen in Stein gehauenen Turban gekrönt ist, wie der Verbliebene bei seinen Lebzeiten trug. Die inneren Flächen jener Steine sind gewöhnlich mit erhabenen gearbeiteten Inschriften bedeckt und oftmals gefärbt oder verguldet. An den Gräbern der Seyds und anderer Heiligen und Frommen sind die Inschriften gewöhnlich schwarz auf grünem Grund (denn grün ist die heilige Farbe des Propheten), weiß, aber mit goldenen Lettern an den Denksteinen derer, welche in der Blüte und Unschuld der Jahre dahinwelkten. Die Denksprüche oder Endreime der Inschriften und die Kanten und äußeren Seiten der Steine sind gewöhnlich verguldet und mit leuchtenden Farben bemalt. Die Bildhauerarbeiten überrreffen an den obgenannten Grabmalern fast immer die Malerei, welche auf niedriger Stufe sich bloß mit dem Nachbilden von Blumen, Tannenzapfen, Weingehängen, Trauben und Werkzeugen behäftigt. Selbst nach dem Tode heben die Türken gesittlich alle äußeren Unterschiede zwischen sich und anderen heraus. So haben nur sie die Erlaubnis, Cypressen auf ihren Gottesädem zu pflanzen, wogegen Christen sich anderer Bäume bedienen müssen, die den Juden überhaupt unteragt sind.

Aus dem allem geht hervor, daß kein Volk so roh und wild ist, daß es nicht den Abgeschiedenen den letzten Dienst erwiese, daß es nicht eine gewisse Pietät gegen die Toten hege. So waren zum Beispiel die Skythen in der Zeit des Darioß, der um 513 v. Chr. dieselben bekriegt, sicherlich in der Kultur noch nicht weit fortgeschritten gewesen, trotzdem heißt es von ihnen (nach Rägels): Sie hielten die Gräber ihrer Väter so heilig, daß man einst dem Darioß, der sich gern den Herrn der Skythen nannte, erwiderte, er möge nur kommen und die Gräber ihrer Väter zu zerstören versuchen, dann solle er sehen, wie man für sie kämpfen wolle.

Mit ebenso großer Pietät hingen auch die alten Germanen an ihren Toten; davon überzeugt uns unter anderem der Ausspruch der Sigurdar Riwida:

„Das rot' ich dir, nimm des Toten dich an,  
Wo du im Feld ihn findest,  
Sei er fluchtlos oder seetot  
Oder am Stahle gestorben.“

„Ein Hügelgrab suchte dem Heimgegangenen,  
Gemalchen sein Haupt und Hände.  
Zur Ruhe komm' er gelämt und trocken  
Und bittet, daß er selig schlafe.“

Auf diese Weise stellt die ältere Edda den Totenkult hin als eine jedem Menschen zukommende Pflicht, und in dem Bewußtsein, daß der Egoismus stets eine Haupttriebfeder menschlichen Handelns sei, hat sich in der Phantasie der alten Germanen jene Sage gebildet, die vom Schiffe „Raglfar“ erzählt, welches der Sage zufolge aus den unbeschnittenen Nägeln der Toten gemindert sein soll und das einst die weltzerstörenden Mächte herbeiführen wird. Wenn das Geschlecht der Menschen in solchem Grade entartet ist, daß es die Pietät gegen die Toten völlig vergißt, dann ist jene Zeit erschienen, wo das Weltgebäude aus den Fugen geht.

Eine weitere Ausführung des sinnigen Mythos enthält die jüngere Edda, indem sie dem Schiffe Raglfar als Steuermann

den Frostriesen Hrym zuweist, verfinnlichend, wie die Viehlosigkeit, die dem Toten die letzte Ehre verjagt, nur aus völlig kaltem Herzen kommen kann.

Auf diese Pietät den Verstorbenen gegenüber gründeten sich auch die Totenfeste, die uns in wenig unähnlicher Weise bei den verschiedenen Völkern entgegneten. So feierten die Griechen das Andenken der Entschlafenen am neunten oder dreißigsten Tage nach dem Begräbnisse oder an den Jahrestagen. Auch allgemeine Totenfeste fanden statt, so im Monat Anthestierion.

Unter den griechischen öffentlichen Totenfesten ist wohl keins berühmter geworden als das der Plataer am Gedächtnistage des über die Perjer im Jahre 479 erfochtenen Sieges. Es galt den gefallenen Helden. Schon am frühen Morgen zogen die Plataer in Prozession auf das Schlachtfeld. Dem Zuge voran schritt ein Trompeter, hinter diesem folgte eine lange Reihe von Wagen mit Myrten und Kränzen nebst einem schwarzen Stier. Dann folgten Männer und Jünglinge, Eimer mit Wein und Milch oder Gefäße mit Öl und kostbaren Salben zum Totenopfer tragend. Der Archon der Stadt, der sonst nur weiße Kleider trug und kein Eisen berühren durfte, hatte an diesem Tage ein dunkelfarbiges Gewand und trug außer einem heiligen Eimer auch ein Schwert in der Rechten. An den Grabdenkmälern angelangt, schöpfte er Wasser aus einer Quelle, wusch und salbte die Grabstätten und opferte endlich auf einem Scheiterhaufen den schwarzen Stier. Während des Opfers betete er zu Zeus und Hermes und rief die Helden, die für Hellas' Freiheit gefallen waren, laut herbei, daß sie sich laben möchten. Hierauf füllte er einen Becher mit Wein, und ihn ausgießend, sprach er: „Ich trinke den Männern zu, die ihr Leben für die Freiheit Griechenlands gelassen haben.“

Dieses Totenopfer hat viel Ähnlichkeit mit dem des Odyßeus, an der Küst zum dunklen Reich des Hades dargebracht:

„Aber nun eilt' ich und zog das geschliffene Schwert von der Hüfte,  
Eine Grube zu graben von einer EU' ins Gevierte.  
Hierum gossen wir rings Sühnopfer für alle Toten;  
Erst von Honig und Milch, von süßem Weine das zweite.  
Und nachdem ich lebend die Schar der Toten geschmelet,  
Nahm ich die Schaf und zerhauet die Orgeln über der Grube,  
Schwarz entströmte das Blut; und aus dem Erdbos kamen  
Viele Seelen herauf der abgetönten Toten.“

Ähnlich ist auch das Totenopfer, welches Atossa in den „Perjern“ des Aeschylus dem toten Gemahl an dessen Grabstelle spendet.

Die Sitte, die Gräber an diesen Festen mit Blumen zu schmücken, war auch schon bei den Griechen zu finden, wie aus dem Gedichte auf die Kolen hervorgeht. Dort rühmt Anaëron von dieser Blume, daß sie den Kranken helfe und bei den Toten hebe. Und in der „Elektra“ des Sophokles beteuert Chrysothemis: „Da ich kam zu des Vaters altertümlichem Grabe, sah ich vom spizen Hügel herab frischliegende Büche von Milch und ringsum war des Vaters Brust besänftigt mit Blumen bunter Art.“

Das Totenfest der Römer, dessen Ursprung Ovid von Aeneas, Livius dagegen vom zweiten Könige Roms herleitete, fand am ersten Tage vor dem Calenden des März statt, mit denen bekanntlich das römische Jahr seinen Anfang nahm. Dieser Tag, der 21. Februar, erhielt den Namen Feralia, die Woche, die ihm vorausging, waren die dies parentales. In dieser Woche feierte nämlich jede Familie einzeln ihre Toten. Ovid berichtet darüber: „Mit geringen Gaben sei den Manen genug gethan, einer befränzten Scherbe, einer Handvoll Salz oder Korn, oder etwas Wein mit eingetrocknetem Brote, oder zerstückten Beilchen, der ersten Spende des jungen Jahres. Das solle man in die Scherbe thun und diese dann mitten auf dem Wege hinstellen und dazu ein frommes Gebet für die armen Seelen sprechen.“

Am 22. Februar öffneten sich wieder die während der Klagezeit geschlossenen Tempel und das Ferudentest der Caristien einschädigte für die Tage der Trauer.

Ein noch älteres Totenfest der Römer, dessen Sinn und eigentümlicher Charakter nicht völlig klar vorliegt, scheinen die Lemurien gewesen zu sein oder, wie sie ursprünglich geheißt haben sollen, Lemurien. Die Sage weiß zu berichten, daß der Geist des erschlagenen Remus ruhelos in der neugegründeten Stadt herumgewandert sei, bis endlich Romulus die zürnenden Manen des Bruders durch Errichtung eines besonderen Sühnefestes — der Lemurien — verjöhnt und beruhigt habe. Dieses Fest wurde nur während der Nacht begangen und zwar in den drei Nächten des 9., 11. und 13. Mai, nicht aber gemeinsam, sondern gleich den dies parentales im geschlossenen Familienkreise. Ueber die damit verbundenen Gebräuche teilt Ovid folgendes mit: „Am Mitternacht erhebt sich der Hausvater, schreitet mit bloßen Füßen durch das Haus und macht mit der Hand, Mittelfinger und Daumen verbindend, das eigentümliche Zeichen, welches die Geister verheuchen sollte. Dann wäscht er sich die Hände mit reinem Quellwasser, steckt schwarze Bohnen in den Mund, wirft diese, neuerdings durch das Haus schreitend, hinter sich und jagt neunmal, ohne umzusehen: „Dieses gebe ich her und mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinen.“ Nach der Volksmeinung schlüpfen die Geister ungehoben hinter ihm her und lassen die Bohnen auf. Dann reinigt er sich abermals mit Wasser, schlägt an ein ehernes Becken und bittet, daß die Geister nun sein Haus verlassen mögen. Nachdem er neunmal den Ruf: „Manes exite paterni“ (zieht aus, väterliche Manen) hat ertönen lassen, durfte er erst umbliden.“

Die Römer pflanzten das Grab mit Wein zu besprengen und dem Geiste des Verbliebenen ein Opfer von Widern darzubringen. Sie pflanzten schattige Bäume aus das Grab teurer Toten und schmückten es mit Rosen, Myrten, Beilchen und so weiter, mit Kränzen, Kronen und wollenen Kopfbinden.

Meiners berichtet in seiner Geschichte der Religionen über das Totenfest, wie es jährlich bei indischen Stämmen üblich sei. Nachdem die Keltesten eines Dorfes den Tag der Feier festgelegt haben, erwählt man einen König des Festes und benachrichtigt die Bewohner der Nachbardistrikte von der Feier. An dem bestimmten Tage versammeln sich dann alle Männer des Dorfes und begeben sich in feierlicher Prozession, je zwei neben einander, auf den Totenader, wo die im letzten Jahre Verstorbenen begraben worden waren. Hier scharrt ein jeder die Leichname oder Gebeine seiner Verwandten aus, wobei die Frauen in lautes Weinen ausbrechen. Nachdem die Gerippe geäubert und in neue

Biberfelle gewickelt worden, ziehen Männer und Frauen ins Dorf zurück mit den Leichen, welche sie in ihrer Hütte mehrere Tage aufstellten und ihnen zu Ehren ein Totenmahl, das von Tänzen, Gesängen und Kampfspiele begleitet wird, anrichten.

Dass unsere Totengedenktage in weit würdigerer Weise begangen werden, dürfte daraus wohl zur Genüge erhellen.

### Die Reise des Deutschen Kaisers.

I.

(Bilder S. 177, 180, 181 u. 184.)

Nachdem Kaiser Wilhelm II. den Besuch bei den Beherrschern des Nordens, voran beim Kaiser von Russland, vollendet, trat er die Reise nach dem Süden Deutschlands, nach Oesterreich und den Zug nach dem Lande jenseits der Alpen, nach Italien, nach Rom und Neapel, an. Es ist dies die glänzendste Reise zum Zwecke der Befestigung des Friedens, welche je ein Monarch gemacht, und die Völker jubeln überall dem jungen Kaiser zu, nicht nur als Ruhmeserben seines Großvaters und früh verbliebenen Vaters, sondern sie feiern den Deutschen Kaiser als Friedensfürst und Friedenshort, der, abgleich Soldat mit Leib und Seele, mit starker Hand die Zügel der Regierung ergreifen und dessen erste größere Kundgebung thatkräftiges Wirken zur Erhaltung des Friedens ist. Deshalb hat diese Reise auch eine weltgeschichtliche Bedeutung, und es ziemt sich, daß wir in der Illustrierten Welt dieser in Wort und Bild gedenken. — Die erste Station auf dieser Reise war Stuttgart; der Kaiser kam am 27. September abends acht Uhr dort an und fand eine Illumination, die an Reichthum der Lichteffekte, an Originalität und seinem Geschmack ihresgleichen suchte. Elektrisches Licht mischte sich mit dem Schimmer von hunderttausend Kerzenflämmchen, dem glühenden Schein der Petroleumfeuer, dem sanften Licht vieler Hunderte von roten Papierlaternen, die im Grün der Bäume aufgehängt waren, und dem gelbflämmenden Gaslicht. Eine jauchende Volksmenge empfing den Kaiser, welchen der König von Württemberg am Bahnhof abholte und unter nicht endendem Jubel legten die beiden Monarchen den kurzen Weg durch den glanzvoll illuminierten Schloßplatz zurück. Später sang der berühmte Liederkranzengesangverein vor dem Kaiser und dem Könige auf dem Schloßhof, und wenn sich die beiden Herrscher grüßend am Fenster zeigten, wogte ein braulendes Hurra aus der Menschenmenge, sich weithin bis in entlegene Straßen verbreitend, das anzeigte, welche Verehrung in den Herzen des schwäbischen Volkes für den jungen Deutschen Kaiser lebte und sich freudig und herzlich an diesem Abend und an dem nachfolgenden Tage, an welchem der Kaiser und der König durch die Stadt fuhren, bethätigte.

Von Stuttgart ging der junge Monarch nach der Insel Mainau, um den Geburtstag seiner Großmutter in stiller Feierlichkeit mit der großherzoglich badischen Familie gemeinsam zu begehen; darauf eilte Kaiser Wilhelm nach München, wo ihm gleichfalls hütmlich und festlich gehuldigt wurde. Dann kehrte der Kaiser keine Reise nach Wien, zum Kaiser Franz Josef, dem Verbündeten der großen Friedensallianz Deutschland, Oesterreich und Italien, fort. Auch dort war der Empfang ein großartiger und die Teilnahme der Bevölkerung enthusiastisch. Unter den Festlichkeiten ragt besonders das Hofkonzert hervor, welches wir unsere Leser auch im Bild schauen lassen wollen. Da Kaiser Wilhelm infolge der Trauer weder einer Vorstellung im Opernhaus noch im Burgtheater beiwohnen kann, so war dies Konzert die einzige Form, um seine Anwesenheit am 1. 1. Hofe auch künstlerisch zu feiern, und es geschah dies durch die Mitwirkung der ausgezeichnetsten Kräfte, welche gegenwärtig der Hofoper, dem Opernorchesters und der Hofkapelle angehören. Bemerkenswert ist, daß vorwiegend deutsche Musik aufgeführt und namentlich der Vorliebe des Kaisers Wilhelm für Richard Wagner Rechnung getragen wurde. Die beiden Kaiser und die kaiserliche Familie waren bei dem Konzert von einer glänzenden Versammlung umgeben, die aus den Damen der ersten Adelsfamilien, aus den höchsten Würdenträgern des Hofes und Staates, aus einer großen Zahl von Generalen und den Mitgliedern des gesamten diplomatischen Corps bestand. Kaiser Wilhelm trug die Uniform seines österreichischen Husarenregiments, Kaiser Franz Josef die Uniform des preussischen Kaiser-Franz-Garde-Grenadierregiments Nr. 2. Kaiser Wilhelm nahm auf dem mittleren Fauteuil Platz, ihm zur Rechten die Kaiserin, zu seiner Linken der Kaiser. Als die Kaiserin Platz nahm, richtete ihr der Deutsche Kaiser galant die Schleppe. Auf dem Programm der ersten Abteilung standen vierzig Kompositionen von Rossini, Wagner, Schubert, Mozart, Mendelssohn und Reichner; es wirkten mit die Künstler und Künstlerinnen Hellmesberger Vater und Sohn, Reichmann, Van Dyl, Winkelmann, Frau Lucca, Frau Materna, Frau Rosa Papier. Die Vorträge der zweiten Abteilung waren um zehn Uhr zu Ende. Nun erhoben sich die Herrschaften, und die mitwirkenden Künstler und Künstlerinnen wurden in den Saal befohlen, wo sowohl der Kaiser, wie auch die Kaiserin und Kaiser Wilhelm die Damen Lucca, Materna und Papier, die Herren Reichmann, Winkelmann und Van Dyl, sowie Professor Hellmesberger mit Ansprachen auszeichneten und denselben ihre Anerkennung für ihre künstlerischen Leistungen aussprachen. Diesen Festlichkeiten schloffen sich glänzende Jagden bei Märzberg in den Alpen am Semmering an. Dann überschritt der Kaiser Wilhelm die Alpen. Seit Jahrhunderten hat kein deutscher Kaiser die Stadt an dem Tiber betreten. Heute begrüßt ganz Italien den Kaiser Wilhelm beim Eintritt in die altherkömmliche „Hauptstadt der Welt“.

Nicht an der Spitze reisiger Herden ist der Kaiser über die Alpen gestiegen, sich eine Krone zu erkämpfen und die Gefilde Italiens mit dem Blute der Edelsten und Tapfersten seines Volkes zu tränken, sondern als treuer Bundesgenosse und hochwillkommener Gast des ritterlichen Königs, des Nachkommen der tapferen Grafen von Maurienne, betrat der Hohenzollernfürst den Boden der schönen Halbinsel. Kein Wunder daher, daß Fürst und Volk dem nordischen Gäste einen Empfang bereiteten, wie er großartiger und erhebender wohl noch keinem Monarchen auf fremdem Boden zu teil geworden ist. — Immer mehr wuchs

die Menge auf den Straßen an, endlose Eisenbahnzüge brachten noch fortwährend neue Gäste von nah und fern, da und dort wurde noch die letzte Hand an die mannigfachen, buntenfarbigen Dekorationen gelegt, die in ihrer Gesamtwirkung einen überaus malerischen Anblick gewährten. An den Fenstern der Häuser wurde es lebendig, die Balkone füllten sich mit Herren und Damen in eleganter Toilette, ja selbst die Dächer waren mit Zuschauern dicht besetzt. Schwarz-weißrote Fähnchen und Tücher wurden zum Verkauf ausgebaut und fanden reichenden Absatz, alles war voll Leben, Bewegung und freudiger Erwartung. Endlich verkündete, es war am 12. Oktober, Kanonendonner die Einfahrt des kaiserlichen Extrazuges in die Bahnhofhalle, wenige Minuten darauf erschienen die Spitzenreiter, dann eine Abteilung königlicher Leibgarde zu Pferd und — ein endloser Jubel brauste aus tausend und abertausend Reihen dem an der Seite des Königs Humbert in zweispänniger Hofkutsche in die Stadt einziehenden Kaisers entgegen. Die Fanfaren schmetterten, der italienische Königsmarsch erscholl, die Militärkapellen stimmten das „Heil dir im Siegeskranz“ an. Hüte und Tücher wurden geschwenkt, Fahnen rauschten, lebhaftes Händeklatschen wurde laut, und „Erviva Guglielmo! Erviva la Germania! Erviva la triplice alleanza!“ ertönte es in nicht enden wollendem Jubel bis hinauf zum Quirinal, der königlichen Burg auf dem monte cavallo, wo die Königin mit den Prinzessinnen des königlichen Hauses die Ankunft des kaiserlichen Gastes erwartete. Noch lange nachdem die beiden Monarchen ihren Einzug in das königliche Schloß gehalten, erschallten draußen auf dem von einer zahllosen, aufgeregten Menschenmenge angefüllten geräumigen Plage die Covivarufe, bis endlich der Kaiser, umgeben von der ganzen königlichen Familie, auf dem Balkon erschien, um der jubelnden Menge für den begeisterten Empfang zu danken.

### Fischzucht in der Lüneburger Heide.

Die Forelle gilt vornehmlich als Bewohnerin der Flüsse und Bäche des Gebirges, und doch wurde dieselbe von jeher auch in der norddeutschen Tiefebene gehalten, ja in den Bächen der Lüneburger Heide, welche dem Weser- und Elbgebiete angehören, war sie in alter Zeit sogar zahlreich vorhanden. Leider wurde dieser edle Fisch im Lüneburgerlande fast ganz ausgerottet; erst seit einigen Jahren zeigt sich durch sorgfältige Schonung und Zucht wieder eine Zunahme. Was derartige Bemühungen zur Wiederbelebung der Gewässer zu leisten vermögen, zeigt der landwirtschaftliche Verein zu Soltau, der schon längere Zeit, in eingehender Weise aber erst seit dem Jahre 1880 sich mit der Fischzucht beschäftigte. Ueber die dort erzielten Erfolge berichtet Amtsrichter Adikes in einem ausgegebenen Birkular der „Deutschen Fischerei-Zeitung“ folgendes: Es sind jetzt in dem Bezirke des Amtes Soltau mehr als 100 Teiche, zusammen etwa 300 Morgen groß, mit einem Kostenaufwande von 16,000 Mark für die Zucht von Forellen, Karpfen, Schleien und Aalen angelegt, mehrere Bäche wieder mit Forellen besetzt und 16 Brutanstalten für künstliche Fischzucht errichtet worden, in welchen jährlich eine Viertelmillion Obelische aus Eiern für die Teiche und Flüsse ausgebrütet werden.

Die Teiche sind fast ohne Ausnahme auf einem Voden entstanden, der bisher gar keinen Nutzen abwarf. Die Reinerträge der neuen Teiche sind im Durchschnitt schon jetzt durchaus befriedigend, in manchen Fällen glänzend (indem jährliche Erträge von 100 Mark per Morgen vorkommen) und nur in sehr wenigen Fällen — infolge der Unwissenheit vieler Dörfler — ungenügend. Wenn noch mehr Erfahrungen in der Teichwirtschaft gesammelt sein werden, und namentlich wenn eine rationelle Fütterung eingeführt ist, werden die Resultate sich noch erheblich bessern. Unter den mitgetheilten Erträgen einiger Teichanlagen verdienen zwei, und zwar nicht die bedeutendsten, hervorgehoben zu werden. In einem Falle wurde 1878 ein Forellenteich von 3 Morgen Größe mit 450 Mark Kosten angelegt, und verkaufte dessen Besitzer dann in jedem der folgenden Jahre 70 Pfund Forellen; ein anderer, 1880 mit 240 Mark Kosten angelegter Teich von 3½ Morgen Größe ergab 1882 100 Pfund Forellen und 65 Pfund Karpfen, 1883 97 Pfund Forellen und 220 Pfund Karpfen. Die Forellen werden an Ort und Stelle von Hamburger und Bremer Händlern mit 5,60 bis 6 Mark das Kilogramm bezahlt. Von den mit Forellen besetzten Bächen liefert die kleine Cerpe auf einer kurzen Strecke seit 1882 jährlich 1 Zentner Bachforellen. Der einst fischreiche Mühlenbach in Garber wurde vor einigen Jahren mit Forellen besetzt und fanden sich beim Abfischen 147 bis 2¼ Pfund schwere Forellen, obgleich ein Volksbruch im Mai desselben Jahres eine Menge Fische entführt hatte. Der Besatz der Gewässer wird durch die, wie erwähnt, in den 16 Brutanstalten betriebene künstliche Fischzucht beschafft. In diesen Anstalten werden Eier der Bach- und See-forelle, des amerikanischen Saiblings und der Aesche ausgebrütet, die teils von auswärts bezogen, teils in der Umgegend von Soltau gewonnen werden. Die Kosten eines hölzernen Bruttroges, der für 5000 Eier ausreicht, stellen sich auf 7½ Mark. Die aus den Eiern geschlüpften jungen Fische bleiben im Bruttroge, bis die Dotterblase halb aufgezehrt ist, und werden dann in kleine Gräben mit Kiesgrund und fließendem Wasser gebracht, die sich leicht von Raubfischen und Wasserkäfern reinhalten lassen. Aus diesen Aufzuchtgräben wird die Brut, ein halbes oder dreiviertel Jahre alt, in die Bäche und Teiche veretzt, wo sie Nahrung findet und sich vor ihren zahlreichen Feinden verbergen kann. Diese Versuche beweisen, daß sich die Lüneburger Heide sehr gut zur Fischzucht und vorzüglich zur Zucht des wertvollsten Fisches, der Bachforelle, eignet.

### Denkspruch.

Aus einer großen Gesellschaft heraus  
Ging einst ein stiller Gelehrter nach Haus.  
Man fragte: „Wie seid ihr zufrieden gewesen?“  
— „Wären's Bücher,“ jagt er, „ich würd' sie nicht lesen.“

### Die Herzenskönigin.

Novelle

von

M. Lenz.

(Schluß.)

Erich hatte sein Vorhaben ausgeführt. Mit dem Dokortitel war er heimgekehrt und wenige Wochen später hatte er eines schönen Tages ohne lange Umschweife und Nebensarten die erglühende Marie an sein Herz gezogen und hatte sie richtig seine liebe, kleine Frau Doktorin genannt. Sie wußte gar nicht, wie alles nur so schnell gekommen war, als verstehe es sich ganz von selbst, aber sie ließ es sich gefallen, daß er sie küßte, nicht auf die Wange nur, sondern auch auf ihren roten Mund.

Der Brunnen sprudelte lustig sein Wasser in den Trog, ohne daß die liebliche Maid kam, um ihr heißes Gesichtchen reinzubaden wie damals. Marie von Waldau war ja jetzt Erichs erklärte glückliche Braut und er hatte ein Recht vor Gott und der Welt, sie zu küssen nach Herzenslust.

Und dann trugen sie Halm um Halm zusammen zum eigenen Neste, und als es fertig war, da war's die reizendste Hauseinrichtung, die man sich denken konnte. Sie waren in der glücklichen Lage, nicht erst auf einen hinlänglich scheinenden Brotkorb warten zu müssen, und so gab es denn bald einen fröhlichen Einzug ins trauliche Heim.

Aber so sehr auch die Eltern und die beiden Verlobten selbst bemüht gewesen waren, alles aufs beste einzurichten und gewiß nichts zu vergessen, was man fürs Leben brauchen konnte und nötig hatte, so zeigte es sich in der Folge doch, daß die reiche Ausstattung noch einer Ergänzung bedurfte. Es mußte eine niedliche Wiege angeschafft werden, ein Wickeltisch, ein Badewännchen und unzählige kleine Siebensachen, an die kein Mensch gedacht hatte. Ach, und dann lag eines Morgens ein prächtiger Junge in dem atlasgepolsterten Bettchen neben Mariens Lager und die jungen Eltern betrachteten ihn glückstrahlend und suchten zu ergründen, ob das kleine Männchen mehr dem Papa oder der Mama ähnlich sehe. Das blieb nun zwar für einweilen noch unentschieden, um so sicherer aber wurde die Thatsache als feststehend anerkannt, daß es das schönste, kräftigste Kind sei, das je existirt hätte.

Nun war der Erbprinz und Stammhalter schon ein paar Monate alt und konnte seinem Hofstaate bereits durch gnädiges Nicken oder energisches Kopfschütteln nebst entsprechenden Naturlauten seinen allerhöchsten Willen kundthun und, wenn er bei Laune war, sogar mit ein paar kleinen Kunststücken imponiren. Etwas Aehnliches war noch nie dagewesen, und Erich und Marie freuten sich täglich aufs neue, daß dieses Unikum der Schöpfung gerade ihr Sohn sei. Heute besonders hatte der Papa sich hoch beglückt gefühlt, als er seinen beiden Universitätsfreunden, dem jungen Dr. med. Salzmann und Eugen Kirchner, dem frischgeborenen Privatdozenten an der P.'schen Universität, welche beide ihn auf ihrer Durchreise nach den italienischen Seen besuchten, sein hübsches Weibchen und vor allem seinen so außergewöhnlich begabten Sproßling vorstellen konnte. Die Ungewöhnlichkeit ihres, eine eigene Heimat einzuweisen noch entbehrenden Junggefellentums war den beiden Herren noch nie so klar zum Bewußtsein gekommen als heute, da sie sich's in dem mollen Neste, das der Freund sich so frühzeitig gebaut, behaglich machen durften.

Es war nach dem Abendessen. In fröhlicher Gemeinschaft saßen die Freunde vor ihren gefüllten Gläsern. Es ließ sich bei Erichs trefflichem Rheinwein und seinen Havannas so prächtig plaudern, und was gab es nicht alles zu erzählen und wieder aufzufrischen! Die beiden zusammen verlebten Berliner Semester mit all ihren Erlebnissen hätten allein schon Stoff geliefert für die halbe Nacht. Helles Lachen unterbrach Rede und Gegenrede, selbst Frau Marie, die auf allgemeines Verlangen an der Tafelrunde teilnahm, stimmte herzlich mit ein, obgleich sie die meisten dieser lustigen Geschichten aus des Gatten redseligem Munde schon zum Hört gehört hatte. Wer einmal eine bunte Mühe getragen, ergeht sich oft und gern in Erinnerungen an die alte Burschenherrlichkeit.

„Von Berlin seid ihr beide dann nach München übersiedelt,“ sagte Erich, als man glücklich bei einem Ruhepunkt angelangt war, „und dort habt ihr selbstverständlich in allerlei Allotria weiter gemacht, ihr Glücklichen, während ich mich nach eurem Abgang kopfüber in mein Corpus juris stürzen und gehdrig büffeln mußte, um das Versäumte nachzuholen. Ich hatte eben keine Zeit zu verlieren, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, daß mir daheim meine zukünftige Frau Doktorin, ihrer Natur nach eine etwas sentimental angelegte kleine Person, vor der Nase weggeschnappt würde. Ich hatte mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß diese Eine, Feine, Kleine durchaus die Meine werden müsse, und ich hab's denn auch, wie Figura zeigt, glücklich zu stande gebracht.“

Er legte lachend seinen Arm um Mariens Schultern und zog sie an sich.

Sie sah errötend mit hellen Augen zu ihm auf. „O Du böser Mann,“ schalt sie, „jezt soll natürlich ich daran schuld sein, daß Du so früh schon ehrfamer Philister geworden, zu einer Zeit, da Deine Freunde sich noch frei und ledig ihres Lebens freuten und —“

„Und infolge dessen ihre Studien noch über ein paar weitere Semester ausdehnen mußten, als unumgänglich nötig gewesen wäre!“ unterbrach sie Doktor Salzmann trocken.

„Dafür bist Du eben Mediziner!“ rief Erich heiter. „Uebrigens hast Du uns alle schließlich durch Dein brillant bestandenes Examen in Schatten gestellt. Die Kunde davon ist sogar bis in unsern hiesigen weltfernen Seehafen gedrungen!“ scherzte er weiter. „Das ist aber auch das einzige, was ich inzwischen von euch gehört habe, denn ihr seid mir beide seit unsern Berliner Tagen so gründlich aus den Augen gekommen, daß ich zur Stunde noch nicht einmal weiß, ob euch das bayrische Bier besser gemundet habe, als weiland das Spreewasser!“

„Mit dem wir alle drei meines Wissens keine intime Bekanntschaft gemacht haben; wir litten ja damals bedeutend an der Wasserscheu!“ meinte der Doktor in seinem drolligen Brummtön.

„Damals wie jetzt, altes Haus, damals wie jetzt!“ rief Erich. „Seit Du uns mittelst Deines Mikroskopes bewiesen hast, Doktor, daß sich unter Umständen im Wasser allerlei niederträchtiges, gesundheitswidriges Gesindel herumtreibt, habe ich dieser nichtsnutzigen Flüssigkeit förmlich abgeschworen und halte mich an edlere Stoffe.“ Er hob sein Glas: „Es lebe der Wein, der reine, goldklare, urgefunde Traubensaft!“

Die Gläser der Freunde klangen aneinander und es gab einen guten, hellen Klang.

„Nun müßt ihr mir aber erzählen, was ihr in München getrieben und erlebt habt,“ fuhr Erich fort, nachdem er die Römer frisch gefüllt hatte. „Ihr seid da jedenfalls mit viel Landeskraft, mit viel wackeren Burschen aus unserem Engeren zusammengelommen, wie?“

„Freilich, freilich!“ bestätigte Eugen Kirchner, der junge Philologe, welcher, ernster angelegt als die beiden Freunde, sich bisher am Gespräch weniger lebhaft beteiligt hatte als diese. „Unter all dem keimfähigen, gesunden Weizen aus unserem Engeren und Weiteren gab es aber



Emin Pascha. (S. 190.)

leider auch manch ein brandig Körnlein! Du lieber Himmel, in den Hörsälen einer großen Universität findet sich ja oft eine kunterbunte Gesellschaft zusammen, kunterbunt in Beziehung auf Herkunft, Naturanlage, Begabung und Charakter. Ich möchte wohl wissen, wo sie alle landen oder — stranden werden, diese verschieden gearteten Söhne unserer gemeinsamen Alma mater, die uns mit der Milch der Wissenschaft genährt hat!“

„Oder auch nicht!“ meinte Doktor Salzmann lakonisch. „Es waren ja doch welche darunter, die bloß so ein wenig mit der Wissenschaft kokettierten und aus purer Mode- thorheit oder persönlicher Marotte ein Stückchen Hoch-

schule kosten wollten. Ich habe diese Schwärmer und Sonntagsjäger, die nicht zu uns regulären Truppen gehörten, nie recht leiden mögen; Du freilich, Kirchner, warst dagegen das gute Schaf, das ihre Gesellschaft duldete, wo nicht gar aufsuchte.“

„Nun ja, ich hatte mich ja nicht mit Seele und Leib einer Verbindung zu eigen gegeben wie Du, Doktor, und durfte als freier Mann mir meinen Umgang suchen, wo und wie er mir paßte. Das hat ja auch unserer alten Freundschaft nur vorübergehend einmal einigen Abbruch gethan. Wenn ich aber ehrlich sein soll, so muß ich gestehen, daß ich gerade unter diesen Sonntagsjägern, wie Salzmann die Auditoren zu nennen beliebt, einen verhältnismäßig größeren Prozentsatz von gutem Holze gefunden habe als unter den erwähnten regulären Truppen. Die meisten waren strebame Leute, oft von wirklichem Talent, denen es ernst war mit ihren Studien und die einen ganz bestimmten Zweck im Auge hatten, wie dies anfänglich bei dem armen Carol, der hernach so traurigen Schiffbruch erlitt, der Fall war. So traust Du übrigens gekannt haben, Erich, stammte er doch, wie ich sicher weiß, aus eurer hiesigen Gegend.“

Erich schüttelte den Kopf.

„Carol?“ sagte er, indem er nachsinnend an die Zimmerdecke emporblickte, „Carol? Der Name ist mir gänzlich fremd.“

„Carol?“ wiederholte auch Doktor Salzmann fragend vor sich hin. „Ach, richtig, Kirchner, das war ja wohl der mysteriöse Kerl mit der schwarzen Mähne, der sich wie eine Klette an Dich hing und es verschuldet hat, daß ich Deine Gesellschaft, die mir mit einem solchen Anhängsel nicht genehm war, gänzlich mied? Was ist eigent-

lich aus dieser tragikomischen Figur geworden?“ fragte er nachlässig, indem er den Rauch seiner Cigarre in kleinen Ringen in die Luft blies.

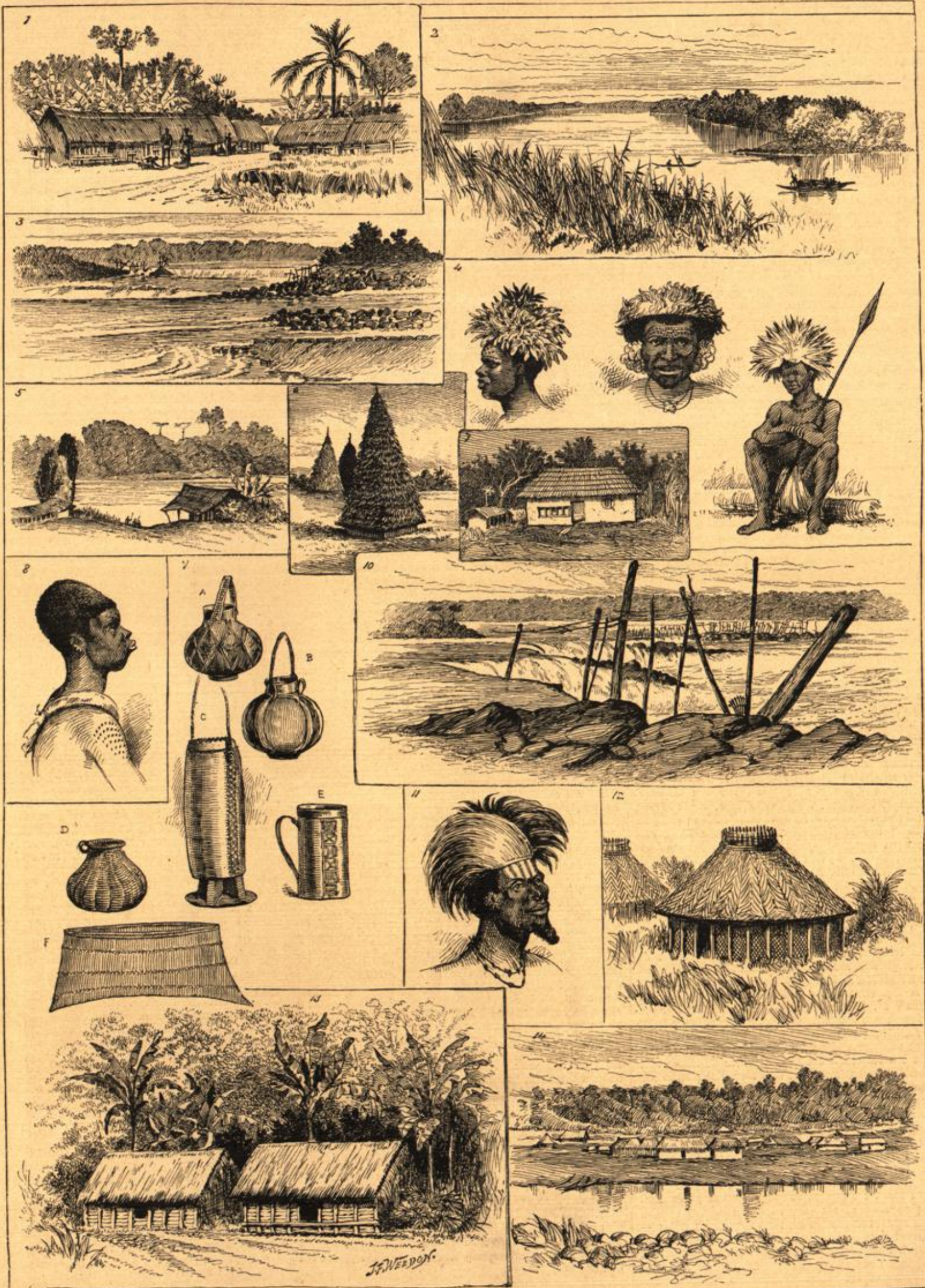
„Wenn ich Dir antworten würde: Verborben — gestorben!“ so würde ich in großen Umrißen das Richtige und Wesentlichste mit diesem Schlagwort ausgesprochen haben, allein das Wie und Warum hat mir manch ein Rätsel aufgegeben, und die tragikomische Figur, wie Du den unglücklichen Menschen betitelst, hat sich trotz alledem einen festen Platz in meiner Erinnerung gesichert. Mir ist, als stände ich gerade heute wieder ganz besonders unter dem Bann dieser wunderbaren dunklen Augen!“



Festliche Beleuchtung des Königsbaues am Empfangsabend.

Fahrt durch den Stadtpark.

Kaiser Wilhelm II. in Stuttgart. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Th. Volz. (S. 183.)



1. Bolobo, am Kongofluß. — 2. Bild Stromaufwärts, vom Laufe des Scheit Mahomed-ben-Seid in Stanley-Falls. — 3. Unter den Stanley-Fällen. — 4. Sabutu-Watongolos (3 Typen). — 5. Dorf in Mahomed-ben-Seids Distrikt. — 6. Hütten in Hambuna. — 7. Haus in Stanley-Falls. — 8. Eingeborene von Khotimi-Falls. — 9. A. und B. Palmölfrüge aus Hambuna; C. Gefäß, Gambolz und Oliven (Toilettengegenstände einer Khotimi-Eingeborenen) enthaltend; wird über der Schulter getragen; D. Korb, als Maniocmehlbehälter; E. Rindengefäß zur Aufbewahrung von Maniocmehl etc.; F. Korb für Vorräte. — 10. Die Stanley-Fälle. — 11. Eingeborener aus dem Khotimibegeir. — 12. Eine Häuserreihe, fünf Stunden von Stanley-Falls. — 13. Simba. — 14. Die Häuser Tippu Tipp's in Stanley-Falls.

Die Emin Pascha-Befreiungs Expedition in Zentral-Afrika. Skizzen von Herbert Ward. (S. 190.)

Der Sprecher fuhr sich mehrmals mit der schlanken Hand durch sein welliges Haar und blickte träumerisch ins Leere hinaus.

„Du machst uns neugierig,“ bemerkte Erich, „weißt Du nicht, was unser Lessing seine Minna von Barnhelm sagen läßt? — Ganz geschwiegen oder ganz mit der Sprache heraus! Der Ausspruch fällt mir immer ein, wenn jemand in meiner Anwesenheit geheimnisträumt. Was war's denn mit diesem Deinem Schützling und gewesenen Busenfreund Carol?“

„Um genau über ihn referieren zu können,“ versetzte Kirchner, indem er sich anschickte, eine neue Zigarre in Brand zu setzen, „müßte ich selber Näheres über seine Person und Verhältnisse wissen. Ich kenne aber seine Vergangenheit sehr wenig, er war in dieser Hinsicht merkwürdig zugewandert, selbst daß er hier herum zu Hause war, habe ich erst nach seinem jähen Tode erfahren. Ich besuchte ein Kolleg über Geschichte der neuen Philosophie, als mir im betreffenden Hörsaal Kurts Kopf zum erstenmal zu Gesicht kam und sofort auffiel. Solch ein Antlitz vergißt sich nicht leicht wieder. Er war nicht gerade schön zu nennen, aber in seinem Aussehen lag das, was man gewöhnlich mit ‚interessant‘ zu bezeichnen pflegt. Seine dunkle Hautfarbe, die großen schwarzen Augen mit den dichten, über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen und dem schwärmerischen Blick ließen beinahe auf südländische Herkunft schließen; ich war ganz verwundert, als mir später aus seinem Munde euer gemüthliches heimatliches Idiom entgegenklang. Daß er ein eifriger Hörer des Wortes war, ein begeisteter sogar, erkannte ich sofort, und das nahm mich von Anbeginn an für ihn ein.“

„Nachdem wir uns zufällig näher kennen gelernt, schloß er sich an mich an; ich konnte die ‚Kette‘ nicht mehr los bekommen und bald wünschte ich es auch gar nicht mehr, fing ich doch bald an, mich für den jungen Mann von Herzen zu erwärmen, trotz all seiner Eigentümlichkeiten, die ich in der Folge näher kennen lernen sollte. In kurzer Zeit war ich mir darüber klar, daß ich es mit einer jener unglücklichen Naturen zu thun hätte, die sich von vornherein, mit Hintansetzung jeder gesunden Selbstkritik, zu literarischer Wirksamkeit berufen fühlen, ohne jemals sich selbst und anderen gegenüber ernsthafte Proben ihrer Befähigung zu ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit abgelegt zu haben. Vergebens warnte ich ihn vor Ueberschätzung seiner Kraft und seines Talent, vergebens riet ich ihm, von der Pike auf zu dienen, und — obgleich verspätet — vorerst einen tüchtigen und geordneten Studiengang durchzumachen, ehe er sich selbst zum Dichter stempelte. Zu spät, zu spät,“ antwortete er mir, „ich habe keine Zeit, mich zu den Abschühen zu gesellen, ich muß mit voller Manneskraft einen großen Wurf thun, der mir Namen und Stellung gibt, und es muß und wird mir gelingen, auch ohne euren pedantischen Schulweg!“

„So nippte er denn an allen Bechern. Er hörte eine Unmasse von Vorträgen aus den verschiedensten Gebieten, und ohne sich Mühe zu gönnen, das Gehörte geistig zu verarbeiten, hastete er von einem Hörsaal in den andern. Außer mit seinen Studien beschäftigte er sich bereits mit dichterischen Versuchen: er sprach mir von Dramen, Romanen, Gedichten, kritischen Aufsätzen, die in wirrem Durcheinander, aber doch gewissermaßen schon fertig im Entwurf und in festen Umrissen in seinem Kopfe aufgespeichert lagen. Es war ein krankhaft hastiges Vorwärtsdrängen, das seinen bestimmten Grund haben mußte, der mir jedoch unbekannt blieb.“

„Des Abends saßen wir oft ein Stündchen zusammen im Hofbräu oder anderwärts beim Bier. Das geschah meist vor und nach dem Theater, welches wir gemeinschaftlich fast regelmäßig besuchten. Mir war es besondere Liebhaberei, ihm eigentliches Bedürfnis und Lebensclement, schon im Hinblick auf seinen künftigen Dichterberuf, an den er glaubte wie an Evangelium. Er war jedesmal wie elektrifiziert von dem Genuße, den die gediegenen, trefflichen Theatervorstellungen ihm bereiteten. Gewöhnlich besprach er, lebhaft gestikulierend, mit mir nachher das Gesehene und Gehörte. Er übte gute und richtige Kritik über Dichtung und Darstellung, und ich erstaunte oft über seinen natürlichen Scharfblick und seine originellen, aber meist den Nagel auf den Kopf treffenden Ansichten; öfter jedoch hatte ich Gelegenheit, mich über seine plötzlich eintretende Wortlarmheit zu ärgern. Mitten im lebhaftesten Meinungsaustrausch konnte er, ohne ersichtlichen Grund, abbrechen und in Stillschweigen versinken. Brütend, mit zusammengezogenen Brauen, saß er dann vor seinem Glase und starrte vor sich hin; hier und da leuchtete es wie ein Blitz über sein düsteres Gesicht hin, wie wenn die Sonne mit blendendem Glanze durch Gewitterwolken bricht. In solchen Augenblicken pflegte er langsam die Hand zu erheben und die Spitze seines Zeigefingers in seinen Bierkrug zu tauchen, um sodann mit dem edlen Gerstenjaß Buchstaben vor sich hin auf die Tischplatte zu malen — ich sollte eigentlich sagen einen Buchstaben, war es doch stetsfort derselbige, nämlich ein ‚M‘, das in mannigfacher Verschönerung immer und immer geschrieben und dann wieder ausgelöscht wurde. Ich habe ein einzigesmal versucht, mir Licht über dieses räthselhafte Thun zu verschaffen, aber ich wählte dazu das allerunpassendste Mittel, nämlich eine übel angebrachte, alltägliche Rederei.“

„M? — M? sagte ich mit pfiffigem Lächeln vor mich hin, indem ich dem schreibenden Finger aufmerksam folgte. M? — ei, Carol, Du bist ja sehr durchsichtig bei all Deiner Geheimthuerie! Als ob man da nicht ganz genau wüßte, daß Dein M ‚Madel‘ bedeute und unserer kleinen, nadelbiden oberbayerischen Kellnerin gälte, die es Dir mit ihren kornblumenblauen Augen und semmelblonden Haaren offenbar angethan hat.“

„Er fuhr empor, wie von der Tarantel gestochen. ‚Kirchner,‘ rief er leuchtend hervor, ‚Kirchner, noch ein Wort, und ich vergesse mich und mache uns beide unglücklich!‘ Er war förmlich außer sich, ergriff seinen Bierkrug und schleuderte ihn so wuchtig zu Boden, daß er in tausend Stücke zerbarst; dann stürmte er an mir vorbei, in die kalte Nacht hinaus.“

„Von dort an fand ich es nicht mehr für geraten, in dieser Sache wieder mit ihm anzubinden. Als wir uns verständigt hatten und wieder einträchtiglich miteinander zum Biere gingen, ließ ich ihn ruhig seine M auf den Tisch malen, ohne im geringsten Notiz davon zu nehmen.“

„Eines Tages wurden wir durch einen unserer Bekannten, den jungen Baron von Stettenheim, veranlaßt, einer französischen Operettengesellschaft, die in der bayrischen Metropole einige Vorstellungen gab, unsern Abend zu widmen. In studentischen Kreisen war fast von nichts anderem mehr die Rede als von der Primadonna, einer gewissen Madame oder Mademoiselle Morinelli, welche alle anderen überragen und als Chansonetten oder Coupletsängerin Ungewöhnliches und Eigenartiges leisten sollte. ‚Pridelnd wie Champagner und berauschend wie dieser!‘ sagte Stettenheim, als wir an seiner Seite durch die gasbelligen Straßen der Residenz schritten. Doch Sie werden ja sehen und hören, meine Herren, und werden mir's nachher Dank wissen, daß ich Ihnen diesen riesigen Genuß verschafft habe. Ich werde das nächstmal kaum so viel Ueberschätzungskunst aufwenden müssen, um Sie zum Mitkommen zu bewegen. ‚Apropos,‘ fügte er hinzu, ‚wir haben der Diva und einigen ihrer niedlichsten Kolleginnen neulich ein Souper gegeben, ich sage Ihnen, es war phänomenal! Für heute haben die Damen bereits wieder zugelangt, ich hoffe, Sie werden doch mit dabei sein, nicht? Ich übernehme den anderen Teilnehmern gegenüber gerne die Verantwortung.“

„Wir wollten nichts versprechen, waren aber äußerst gespannt auf die welsche Gesellschaft, welche einigen unserer sonst urdeutschen Kommilitonen die Köpfe rein verdreht hatte.“

Der Erzähler machte eine kleine Pause und that einen kräftigen Zug aus seinem frischgefüllten Glase.

„Ihr werdet es mir erlassen, Freunde,“ hub er wieder an, indem er einen Seitenblick nach der jungen, aufmerksam zuhörenden Hausfrau warf, „euch einen kritischen Vortrag über jene Operettenvorstellung zu halten; ihr habt Ähnliches wohl auch schon gesehen und es hat für die Werthschätzung dieser leichten Ware am Ende jeder seinen eigenen Maßstab, und ‚do gustibus non est disputandum!‘ Meiner Geschmacksrichtung läuft dergleichen nun einmal schnurstracks zuwider, und da ich daselbe auch von Carol annahm, war ich nicht wenig erstaunt und — ich gestehe es offen — unangenehm berührt, als ich bemerkte, daß dieser während der Vorstellung an meiner Seite in eine gewisse, sich stetsfort steigende nervöse Aufregung geriet. Der ‚pridelnde Champagner‘ übte offenbar bereits seine berausende Wirkung, denn zu meinem Befremden erklärte er mir nach dem Fallen des Vorhangs plötzlich, er werde sich unseren Bekannten anschließen und das Souper mit den Theaterdamen mitmachen.“

„Ich muß mir diese Morinelli einmal in der Nähe betrachten, das Weib hat eine dämonische Anziehungskraft!“ sagte er, die Worte hastig hervorstoßend.

„Ei, Carol, sei vernünftig,“ entgegnete ich lachend, „ich glaube wahrhaftig, Du siehst! Oder dehnst Du am Ende Deine Schwärmerie für das Antlitz sogar auf die Frauen aus? Dann könnte ich Deine Begeisterung allensfalls begreifen, denn die Sängerin schien mir gerade nicht mehr von heute zu sein.“

„Aber sie ist schön!“ sagte er, und seine Augen funkelten. „Lauter Schminke, Freund, lautere Schminke! Darauf sollen sich diese Französinen gewissen Alters ganz ausgezeichnet verstehen. Aber geh Du immerhin, es wird die beste Medizin für Dich sein. Die Anziehungskraft, von der Du vorhin sprachst, erscheint mir übrigens als eine gegenseitige, hat Dich doch die Dame mit ihren Blicken ordentlich verschlungen.“

„Warum mußten wir auch so im Vordergrunde sitzen. Mein Aeußeres hat sie offenbar an irgendwem erinnert, aber es schien eher eine fatale Ähnlichkeit zu sein, mir war, als versagte ihr plötzlich die Stimme, als ihre Augen mitten in einem Triller sich zufällig auf mich besteten.“

„Und nachher hat sie diese glutvollen Sonnen fast nicht mehr von Dir abgewendet. Na, hoffentlich versengst Du Dich nicht allzu sehr an ihnen! Ich wünsche viel Vergnügen und von Herzen gute Besserung, Du scheinst sie nötig zu haben!“

„Ich ging davon, während er sich mit Stettenheim im Vestibül aufstellte, um die Freunde mit ihren Damen zu erwarten.“

„Als ich Carol am nächsten Tage verabredetermaßen

im Kaffeehaus traf, fiel er mir durch sein scheues, verführtes Wesen und verfallenes Aussehen sofort auf. Ich schrieb solches der durchschwelgten Nacht zu und machte eine bezüglige Bemerkung. Er erwiderte kein Wort, sondern sah nur starr vor sich hin, wie geistesabwesend.“

„Den Mann hat's!“ scherzte Stettenheim, der mit einigen Bekannten anwesend war. „Stellen Sie sich vor, Kirchner, wandte er sich an mich, dieser Carol hat uns gestern alle ausgestochen! Die Morinelli schien nur für ihn allein da zu sein und überschüttete ihn förmlich mit ihrer Huld, währenddem sie uns darben ließ. Ehe wir auseinander gingen, hat sie ihm sogar ein längeres tête-à-tête in dem niedlichen blauen Damensalon des Hotels gewährt. Die geheimnisvolle Unterredung muß auf Carol sehr angreifend gewirkt haben, wenigstens sah er aus wie ein Geist, als er wieder erschien, um hastig ein paar Gläser Champagner zu leeren und ohne Abschied davonzustürzen. Für uns Unglückliche aber blieb die Göttin von jenem Augenblick an verschwunden!“

„Treiben Sie's nur nicht zu toll mit Ihrer Begeisterung für die Belladonna, Carol; ich rate Ihnen in Treuen,“ rief Jassel, ein junger Pole, den wir alle als berühmten Lebemann kannten, indem er dem in sich Versunkenen vertraulich auf die Schulter klopfte. „Sie sollten mich wirklich dauern, wenn's tief ginge!“

„Der Angeredete zuckte zusammen. „Warum nennen Sie die Dame Belladonna, Jassel?“ fragte er mit zuckenden Lippen.“

„Weil sie eine bekannte Giftpflanze ist, wofür ich Ihnen nötigenfalls Beweise verschaffen könnte,“ sagte dieser mit frivolem Lachen.“

„Ich könnte vielleicht im Falle sein, dieselben von Ihnen zu fordern, aber — ich verzichte darauf!“

„Carols Stimme hatte einen fremden, unnatürlichen Klang, als er es sagte.“

„Daran thun Sie vollkommen recht, mein Vester,“ entgegnete Jassel wegwerfend, „es würde sich kaum der Mühe verlohnen, sich hierüber zu echauffiren! Die Herren sind ja wohl mit mir einig, wenn ich behaupte, daß es eine von vornherein verlorene Sache ist, für Damen von so zweifelhaftem Werte eine Lanze zu brechen, insonderheit aber in diesem speziellen Fall für diese pilante Französin, die ja überdies beinahe Ihre Mutter sein könnte, Carol.“

„Der Angeredete fuhr wild herum, sein Gesicht war aschfahl und seine großen Augen rollten. Es sah aus, als wolle er auf den jungen Mann losstürzen, aber er besann sich, wischte sich ein paarmal mit zitternder Hand über die schweißbedeckte hohe Stirn und sank dann wie gebrochen auf den nächststehenden Stuhl.“

„Wir gingen verstümmt auseinander. Ich hatte vergeblich versucht, Carol zum Fortgehen zu bewegen, und überließ ihn endlich sich selbst und seiner augenscheinlich überreizten Stimmung.“

„Von jenem Tage an ging mit dem jungen Menschen eine Wandlung zum Schlimmen vor. Er war wie ausgewechselt; der sonst so Fleißige fehlte im Kolleg und war auch in seiner Wohnung selten zu treffen, um so sicherer aber in Wirtschaftslökalen jeglichen Ranges.“

„Ich bemerkte, wenn ich mit ihm zusammentraf, oft eine tolle, wüste Ausgelassenheit an ihm, die dann wieder, oft ganz unvermittelt, in düstere Melancholie umschlug. Er fing an, seine früheren Bekannten zu meiden, auch mir ging er aus dem Wege, wo er konnte. Als ich ihm einst vorhielt, wie unrecht er daran thue, rief er unwillig aus: ‚Laßt mich doch meiner Wege gehen, ich gehöre nicht zu euch! Es gibt vom Schicksal Gezeichnete, die nirgends festen Fuß fassen dürfen; ich bin solch ein Ausgestoßener, der sich's in eurer hochrespectablen Gesellschaft nicht wohl werden lassen darf!‘ Er lachte bitter auf und wandte mir den Rücken.“

„Ich konnte mir solche Reden nicht erklären; er hatte sich bisher zu den Besten gezählt und hatte mit jähem Ehrgeiz darnach gestrebt, mit der Zeit auch einer der Ersten, Genanntesten zu werden. Alle meine Einwürfe, meine Vorstellungen fruchteten nichts, er ging wirklich seinen unseligen Weg weiter. Ich hielt es für meine Pflicht, den Haltlosen nicht aus den Augen zu verlieren, selbst wenn ihm solches auch unbequem werden wollte. Aber wenn der Mensch einmal auf abschüssige Bahn geraten ist, so hält es schwer, ihn vor dem Hinuntergleiten in den Abgrund zu behüten. Eine treue Freundeshand vermag vielleicht die und da aufzufassen, aber es müssen schon stärkere Seile sein, um ihn gänzlich wieder in die Höhe und auf sichern Pfad zu bringen.“

„Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob es mir mit Carol glücken könnte. Er schien sich selbst wiederzufinden und begann aufs neue zu arbeiten. Regelmäßig besuchte er während mehrerer Wochen die Vorlesungen wieder, von dem Augenblicke an aber, da er eines Tages, mit mir aus dem Kolleg heimwandernd, einen ihm befreundeten Landsmann traf und durch ihn eingehende Nachrichten aus seiner Heimat erhielt, hat er keinen Fuß mehr ins Universitätsgebäude gesetzt.“

„Als ich ihn darüber zur Rede stellte und ihn fragte, ob er irgend eine schüme Nachricht erhalten hätte, die seinen bedauerlichen Rückfall in den kaum überwundenen Schlandrian wenn auch nicht rechtfertige, so doch einigermaßen erkläre, brach er in schallendes Gelächter aus.“

„Eine schlimme Nachricht? rief er aus, im Gegenteil, Freund, eine gute habe ich erhalten! Oder ist es nicht eine gute Kunde, wenn man erfährt, daß man frei geworden ist von jeglicher Fessel? Frei, frei! Ist sie nicht schön, die Freiheit, himmlisch, einzig schön? O, ich war ein Narr, daß ich so lange in der Knechtschaft leben und dabei so glücklich sein konnte, so albern glücklich! Nun kann ich mit mir selbst anfangen, was ich will, ich bin frei nach jeder Richtung und nichts und niemand hat ein Recht an mich!“

„Nicht einmal ich, Carol?“

„Nicht einmal Du!“

„Ach ja, ich hatte kein Recht an ihn und keine Macht über ihn! Mit tiefem Schmerz mußte ich zusehen, wie er mit riesigen Schritten seinem Untergang zueilte. Einmal fragte ich ihn, ob er denn ganz vergessen hätte, wie begeistert er früher für den hohen Beruf, den er sich zum Ziel gesteckt, gewesen und was nun aus seinen Idealen geworden wäre, für die er habe leben und sterben wollen. Er faßte von meiner ganzen eindringlichen Rede nur die beiden Worte: 'Ideale' und 'sterben' auf. 'Sterben, ja,' sagte er düster, 'sterben wäre das Beste, Nichtigste für einen, der alles auf eine einzige Karte gesetzt und schmachvoll verloren hat. Ich kann der langsamen Zeit vorgreifen, wenn ich will, aber es ist so feig, so feig! — Ideale?' rief er dann mit frivolem Lachen, 'Ideale? — die habe ich mir gründlich abgeschafft, Freund, die sind unpraktisch; man kommt nicht weit damit in dieser nichtsnutzigen Welt! Da geht's wie beim Wettrennen: wer am schnellsten rennt, kriegt den Preis! Es wartet niemand auf den albernsten, faumseligen Idealisten, der freilich auf nackten Füßen darnach gewallfahrtet wie bis ans Ende der Welt! Ach, ich war ein Thor, daß ich meinte, ich könnte wachsen — wachsen und dann mit meiner Hand an den Himmel hinauf langen, um mir den schönsten Stern zum Eigentum herunter zu holen! Dazu müßte man ja vor allen Dingen reine Hände haben, und die meinen sind schmutzig! Der Schmutz ist mir angeboren, psui Teufel!“

„Dergleichen verworrene Reden thaten mit leid. 'Habe Vertrauen zu mir, Carol, alter Freund,' bat ich ihn, 'teile mir mit, was Dich quält, Du wirst es hernach leichter tragen. Es muß Dir etwas geschehen sein; was ist es? Hat sich jemand gegen Dich vergangen? Hast Du jemand anzulagen?“

„Er sah mich wild an und lachte bitter auf. 'Anzulagen?' rief er, 'ja, das Schicksal, daß es mich schuf — und zwar mit einem so dummen, heißen, eigensinnigen Herzen!' Er schlug sich mit der Faust vor die Brust, daß es dröhnte, dann faßte er mich unter dem Arm. 'Lustig, Brüderchen, lustig!' jubelte er plötzlich auf, 'das Leben dauert nur einen Tag, den muß man auskosten, hernach kommt die lange Nacht, da kann man den kurzen Rausch ausschlafen — habaha, vivat die lange Nacht!“

„Ich machte mich unwillig von ihm los und ging davon. Als ich mich nach ihm umblühte, sah ich die lange, schlotterige Gestalt in der Thüre der nächstgelegenen Schenke verschwinden.“

„Ich habe ihn noch öfters wiedergesehen; einigemal traf ich ihn in verwahrlostem Anzuge an unserem ehemaligen Stammtisch im Bierhause und setzte mich zu ihm, ohne von seinem verdrießlichen Stirnringeln Notiz zu nehmen. Er hatte seine alte Gewohnheit, den Zeigefinger ab und zu in den Bierkrug zu tauchen und damit auf den Tisch zu schreiben, auch in dieser Zeit der Verlotterung, da sich an und in ihm sonst jegliches gewandelt hatte, beibehalten. Einmal — er mochte bemerkt haben, daß ich ihn genau beobachtete — zog er mit raschem Griff sein Taschentuch heraus, wuschte, am ganzen Körper bebend, das nasse 'M', das er vor sich hingemalt, aus, senkte den Kopf in beide Hände und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Ich suchte ihn zu beruhigen und brachte ihn selbst bis nach Hause. Auf dem Heimweg überlegte ich, ob es nicht angezeigt wäre, nach seiner Heimat zu schreiben und dort seinen offenbar krankhaften Zustand zu melden. Allein eine eigentliche Heimat schien Carol gar nicht zu haben; er hatte es immer vermieden, darüber zu sprechen, und bloß einmal zufällig geäußert, er sei alleinstehend und habe die Schiffe gänzlich hinter sich verbrannt, ehe er nach München gekommen sei. Am Morgen nach dem eben erwähnten Austritt hörte ich, daß Carol schwer krank im Hospital darniederliege und mich zu sehen wünsche. Er hatte an jenem Abend zu später Stunde seine Wohnung nochmals verlassen und war unglücklicherweise in einen Straßentrawall hineingeraten, der sich zwischen einem Trupp betrunkenen Arbeiter und der Polizei entwickelt hatte. Aufgeregt, wie er war, hatte sich Carol sofort zwischen die Streitenden geworfen; ich hege die feste Ueberzeugung, daß seine Teilnahme an dem Tumult lediglich der Absicht, Ruhe zu schaffen, entsprang. Andere hingegen behaupteten später, es sei ihm darum zu thun gewesen, die Arbeiter um jeden Preis frei zu bekommen; denn er hätte sich in der letzten Zeit stark an sozialdemokratischen Umtrieben beteiligt. Mag dem sein, wie ihm wolle, gewiß ist, daß er an dem Streit thätlichen Anteil nahm und in der Dunkelheit von einem Maurer-gesellen, der mit einem Stemmeisen wie wütend um sich schlug, auf den Kopf getroffen wurde. Der unheilvolle Stoß hatte den Polizisten gegolten und traf nun den Un-

rechten. Er brach zusammen und wurde für tot aufgehoben und vom Blage getragen.“

„Im Krankenhaus kam er, nachdem seine klaffende Wunde besorgt war, im Laufe des Vormittags allmählich wieder zum Bewußtsein und verlangte sofort nach mir. Als ich eintrat, erkannte er mich gleich, winkte mich zu sich heran und streckte mir seine Hand entgegen. Nie werde ich den Blick seiner wunderbaren Augen, mit dem er mich begrüßte, wieder vergessen können! Es lag eine namenlose Qual darin.“

„Ich muß Dir's sagen, Freund,' sprach er mit verlagender Stimme, 'Dir, als dem einzigen, von dem ich möchte, daß er mich begriffe — und ich muß eilen — denn die Nacht bricht an — aber ich weiß nicht, ob ich das Schreckliche über meine Zunge bringe! Jene Frau — erspare mir den Namen — jene Frau, die unser Freund damals eine — Giftpflanze nannte — jene Belladonna ist — ist meine — Mutter!“

„Er schloß die Augen und ich drückte leise die zuckende Hand, die in der meinen ruhte.“

„Er atmete schwer, nach einer langen Pause sprach er weiter: 'Sie erkannte mich an der Ähnlichkeit mit meinem unglücklichen Vater, den sie in den Tod getrieben durch ihren Leichtsin — aus unserer Unterredung ergab es sich, daß sie sich nicht täuschte! O, daß sie mir doch noch einen Zweifel gelassen hätte, was hätte ich gegeben um einen Zweifel! Aber es lag klar und wahr vor mir — so entschuldig klar und wahr! Auf den Knien hat sie vor mir gelegen, die diamantengliedrige welsche Schlange, und hat sich selbst angeklagt vor ihrem Sohn! Mein Vater hatte sie so namenlos geliebt und sie — sie — Aber jetzt sollte ich ihr vergeben an seiner Statt; sie wollte sich mit dem Wiedergesunden zurückziehen und ein neues Leben beginnen. Ueberschütten wollte sie mich mit ihrem Reichtum und ich — ich —“

„Und Du?' fragte ich leise nach einer langen, bangen Weile.“

„Er schoß in die Höhe, sank aber röchelnd wieder in die Kissen zurück. Seine beiden Hände griffen hastig nach dem Verbands, ich nahm sie mit sanfter Gewalt in die meinen und hielt sie fest. Er sah mich mit funkelnden Augen an.“

„Ich?' fruchtete er, 'ich? Ich versuchte sie und ihr Gold und stieß sie von mir, wie sie mich von sich gestoßen hatte, ein armes, hilfloses Kind!“

„Er preßte die Zähne so fest aufeinander, daß sie leise knirschten.“

„Sprich nicht weiter, armer Freund,' bat ich, 'Du regst Dich allzu sehr auf!“

„Was schadet es?' flüsterte er mit zuckendem Munde. 'Die Ärzte haben mir das Sprechen nicht verboten, und gefehlt, sie hätten es gethan, so würde ich doch nicht gehorchen. Es wird bald zu Ende sein und die letzte Minute lasse ich mir nicht verkümmern, um noch eine allerletzte damit zu erkaufen! Dann sah er mich an mit einem großen, schönen Blicke. 'Kirchner, Du Vielgetreuer,' sagte er, 'was Dir im Leben auch immer Schlimmes bezeugen mag, denke daran, daß Dein Carol, der arme Teufel, Härteres erduldet hat. Hassen, verachten zu müssen, wo man nur lieben und verehren möchte, ist das Schrecklichste! Ich hätte es vielleicht mit der Zeit verwunden, wenn mein Stern — aber auch der ersoch für mich und damit war alles zu Ende! Ach, über mein heißes, leidenschaftliches, eigensinniges Herz!“

„Der Kranke preßte seine Linke, die er mir entzogen hatte, auf die Brust und legte sie dann über seine Augen. So lag er ruhig da, ich sah still an seiner Seite und regte mich nicht. Auf einmal zog er langsam auch seine rechte Hand aus der meinen und bewegte hastig den Zeigefinger auf der Dede auf und ab, wie in raschem Schreiben. Ich verfolgte die Bewegungen mit meinen Augen; es war, wie immer, ein 'M', das er wieder und wieder vor sich hinzuzichnen suchte.“

„Zuweilen öffnete er die Lippen, als wollte er sprechen, aber so nahe ich auch mein Ohr zu ihm neigte, ich vermochte keinen Laut zu vernehmen.“

„So ging es fort bis zum Abend. Und dann begann der Todeskampf; ach, es dauerte lange, bis das junge, heiße, eigensinnige Herz endlich zur Ruhe kommen durfte! Kurz bevor es für immer stille stand, hatte der Sterbende noch einen lichten Augenblick. Er richtete sich ohne Hilfe jäh in die Höhe und rief dreimal deutlich mit seiner alten, so wohlklingenden Stimme: 'O Maria, Herzenskönigin, bitt für mich!' Dann sank er lautlos zurück und alles war vorüber. Merkwürdig, daß er die Himmelkönigin angerufen, er, der Protestant, der in der letzten Zeit der Zerfahrenheit weder an Himmel noch Hölle zu glauben schien!“

„Als ich ihm die Augen zudrückte, that ich es mit dem Gefühl innigsten Mitleids und tiefen Schmerzes. Dieser begabte, im Grunde groß und gut angelegte Mensch war infolge widriger Geschehnisse, denen er nicht die Stirne zu bieten vermochte, an seiner eigenen Kraft- und Haltlosigkeit zu Grunde gegangen. Requiescat in pace!“

Der Erzähler schwieg und blickte wie geistesabwesend vor sich hin.

Schweigsam hatten die Freunde zugehört. Doktor Salzmann war der erste, der die Stille unterbrach.

„Und der Unglückliche soll wirklich hier in Erichs Heimat seine Jugendzeit verlebt haben? Wie hieß er denn eigentlich mit seinem vollen Namen?“

„Er nannte und schrieb sich, wie gesagt, Carol; jeder-mann hielt es für seinen Familiennamen; erst nach seinem Tode erfuhr ich, daß er sich früher nach seiner Pflege-mutter Ruthart genannt, in Wirklichkeit aber, nach seinem Vater, Charles Morin hieß.“

„Liebe Marie, willst Du Dich nicht zurückziehen? Du siehst auch gar so blaß aus, mein Herz," sagte Erich plötzlich.“

„Er hatte einen raschen Blick nach seiner Frau geworfen und sah, daß sie, bleich wie ein Wachsmodell, mit weitgeöff-neten Augen in der Sofaecke lehnte.“

„Das kommt von Deinem düstern Erzählen, Kirchner, Du Unglückbrabe!" rief Salzmann, indem er die herab-hängende kalte Hand der jungen Frau ergriff und nach ihrem Pulse fühlte.“

Sie erhob sich mühsam.

„Es ist nichts," sagte sie, „vielleicht der Tabakrauch! Erich raucht so starke Cigarren; ich — ich will mich auf meinem Zimmer einen Augenblick ans offene Fenster setzen —“

„Und dann hübsch zu Bette gehen, kleine Frau," sagte Erich weich, während er ihr besorgt ins Gesicht blickte und stützend den Arm um sie legte. „Die Herren ent-schuldigen Dich, nicht wahr?“

Er geleitete Marie zur Thüre, dort winkte sie ihm, zurückzubleiben.

„Laß mich Dich bis hinüber führen, mein Lieb," bat er. Sie schüttelte den Kopf.“

„Ich danke Dir, Erich; aber, bitte, bleib, es ist ganz unnötig! Wenn ich allein bin, wird's um so rascher vorübergehen.“

Sie sah ihn bittend an. Er hob ihren Kopf ein wenig in die Höhe und küßte sie auf die weiße Stirn.

„So geh in Gottes Namen!" sagte er, indem er zurücktrat.“

„Gute Nacht, meine Herren!“

Die Thüre schloß sich hinter ihr.

„Du bist ja selber ganz bleich geworden, Freund!" rief der Doktor aus, als Erich sich schweigend wieder in seinen Sessel geworfen hatte. „Ei, ei, bist Du ein so ängstlicher Ehemann, daß Du ob einer vorübergehenden Unpäßlichkeit Deiner besseren Hälfte gleich erschrickst? Sieh acht, Zeit und Gewohnheit werden Dich abhärten! Ja, ja, die Frauen und ihre Nerven!" fügte er mit einem leichten Seufzer hinzu, indem er sich behaglich in seinen Schaukelstuhl zurücklehnte. „Schenk ein, Erich, Bruder-herz," rief er dann, „die elegische Stimmung steht Dir nicht! Carol, der arme Teufel, hat recht gehabt: das Leben dauert einen Tag und unserm Weisammensein ist bloß eine Sekunde dieses kurzen Tages eingeräumt, die Müßre der Welt soll uns diese kostbare Sekunde nicht trüben!“

Die Gläser klangen wieder aneinander.

„Laßt uns dem armen Carol zum Gedächtnis einen Salamander reiden!" sprach Erich plötzlich, indem er sich ernst erhob.“

„Und dann für heute auseinandergehen!" ergänzte Kirchner.“

Marie war mit wankenden Knien in ihr Schlafzimmer getreten. Ihr Kopf schmerzte heftig, sie löste die blonden Flechten, dann öffnete sie das Fenster und ließ die weiche Nachtluft und das klare Mondlicht voll in den Raum fluten. Es ergoß sich über die Wiege neben Mariens Lager und über den helden Knaben darin, der, die geballten Häustchen ans Köpchen gedrückt, fest schlief.“

Die junge Mutter trat zu dem kleinen Bette und blickte lang auf das Kind herab; dann beugte sie sich zu ihm nieder und hob es behutsam aus den weichen Kissen empor in ihren Arm. Den kleinen Schläfer an ihrem Herzen, setzte sie sich ans offene Fenster. Die lichten Haare flossen ihr über Schultern und Brust und über ihrer Stirn leuchteten die krausen Locken wie ein Heiligenschein. Der Mond mit seinem kühlen, milden Lichte über-strahlte verklärend die beiden, die dasaßen in inniger Ge-meinschaft: eine Madonna mit dem Kinde!“

Mariens Brust hob und senkte sich in langen Atem-zügen. „Mein Dichter! Mein Dichter!" leuchtete sie leise. „Armer, armer Mensch!" Dann blickte sie auf ihren schlummernden Knaben. Ihre kleine weiße Hand legte sich wie segnend auf des Kindes Haupt: „Gott schütze Dich vor Haltlosigkeit, mein Liebling, vor geistigem und leiblichem Tode," flehte sie heiß, „ach — und vor unglück-licher Liebe!“

„Maria, Herzenskönigin, bitt für mich!" flüsterte sie plötzlich. Sie stand auf, küßte das Kind und legte es in die Wiege zurück. Dann glitt sie auf ihre Kniee nieder, Thräne um Thräne fiel auf die gefalteten Hände. Sie betete.“





Heimkehr vom Fischfang. Zeichnung von Charles Stuart. (S. 190.)



Die Geschenke. Gemälde von C. Probst.

## Die Emin Pascha-Expedition.

(Portrait S. 184 u. Bilder S. 185.)

Seit Jahren schon ist der Gouverneur der früheren ägyptischen Äquatorialprovinz, Emin Pascha, von Europa völlig abgeschnitten. Stanley unternahm eine Expedition, um den hochverdienten Mann zu unterstützen, jetzt aber ist auch der führende amerikanische Reisende mit seiner Hilfstruppe verschollen und man bangt um das Schicksal beider, besonders in Deutschland um Emin Pascha. Dieser Mann ist sozusagen eine geheimnisvolle Person. Er soll ein Deutscher, mit Namen Eduard Schnizer, sein. Wenigstens scheint dies die wahrscheinlichste Angabe, denn selbstamerikanische gingen die Daten über seine Heimat, sein Geburtsjahr und selbst seinen Namen lange auseinander. Man nannte ihn Dr. Schnizer, einige liehen ihn in Oesterreichisch, andere in Preussisch-Schlesien, und zwar bald zu Reife, bald zu Oppeln, 1838 oder 1840 geboren sein. Neuestens wird berichtet, Eduard Schnizer habe am 28. März 1840 zu Oppeln in Preussisch-Schlesien als Sohn eines dortigen Kaufmanns das Licht der Welt erblickt. Der junge Schnizer absolvierte 1858 das Gymnasium zu Reife und bezog dann die Universitäten zu Breslau, Berlin und Königsberg, um Medizin zu studieren. Anderen zufolge hätte er auch die Universitäten zu Wien und Paris besucht. Neben der Medizin betrieb der strebsame Jüngling eifrig das Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Ornithologie, der er fröhlicher Jugend an großes Interesse entgegengebracht hatte. Im Herbst 1864 promovirte Schnizer zum Doktor in Königsberg, ging sodann auf kurze Zeit nach Berlin, wendete sich aber sehr bald nach dem Auslande. Er beabsichtigte, sich nach Konstantinopel zu begeben, ward jedoch zunächst türkischer Hafen- und Bezirksarzt, trat dann in Militärdienste und machte 1870 als Militärarzt eine Expedition nach Syrien und Arabien mit. In der Zeit von 1871—1874 war er ein ständiger Begleiter Ismael Paschas in Trapezunt, Gezerum, Konstantinopel und Janina in Epirus, wo Ismael Pascha starb. Im Frühjahr 1875 besuchte Schnizer Deutschland zum letztenmal, dann entschwand er seinen Freunden eine Zeit lang aus den Augen, um gar bald aus Afrika von sich reden zu machen.

Durch seine häufigen Reisen und den langjährigen Aufenthalt im Auslande war Dr. Schnizer nicht allein des Französischen, Englischen, Italienischen, mehrerer slavischen Idiome, sowie des Türkischen, Arabischen und Persischen vollständig mächtig geworden, sondern hatte sich auch morgenländische Sitten und Gebräuche so angeeignet, daß ihm niemand den westeuropäischen Ursprung anmerkte; 1876 trat er in ägyptische Dienste, und die Kenntnis des Arabischen, welche er aus Jemen mitbrachte, erweckte wohl zuerst in Gordon, dem er sich vorstellte, ein günstiges Vorurteil für den jungen deutschen Arzt, von dem der verstorbene I. I. österreichische Konsul Martin Hanjal zu Ghartum berichtete: „Auch ein Deutscher, Dr. Schnizer, welcher sich als Moslim von Konstantinopel aus gibt und den Namen Emin Efendi führt, hat bei Gordon Bedienung gefunden.“ Es ist dies, soweit wir ausfindig machen konnten, die erste Meldung von der afrikanischen Laufbahn des verdienten Reisenden und Forschers, auf welchen gegenwärtig die Augen der Welt gerichtet sind. Emin Efendi, wie er sich fortan nennt, dampfte alsbald nach Lado ab und lebte sich ebenso rasch am oberen Nil als vordem in Südarabien ein. Noch 1876 reiste er als Chefarzt mit Gordon Pascha zum Ufersee und untersuchte den Sommer-Nil, fuhr dann 1877 von Lado über Dufilo den Nil abermals hinauf bis Wagungo am Nwoutansee und begab sich dann über Masindi nach Kruli und zwischen dem Kasurfluß und dem Ibrahim-Paschalee durch Unyoro nach Süden bis zu König Ntjelas Residenz zu Rubaga in Uganda, unfern vom Ufersee. Schon bei diesem ersten Besuche in Uganda hat er die Landessprache erlernt, einen Dialektzweig des großen Bantustammes, der hier wie in Unyoro und Karagwe und weithin an den Geländen des Nwoutan die Sprache beherrscht. Schon 1878 ward Emin Efendi zum Radir (Gouverneur) der damals ägyptischen Äquatorialprovinz mit dem Titel eines Bey befördert, in welcher Stellung er seinen Namen für immer mit der Geschichte der Erforschung Afrikas verknüpfen sollte. Seine Reisen führten ihn im Februar 1878 von Rubaga zum Ufersee und über Kruli und Foweira wieder nach Wagungo. Ende 1879 unternahm er einen Ausflug nach der noch nie besuchten westlichen Uferlandchaft des Nwoutan. Im Jahre 1880 besuchte er das Makrataland und ließ von Makratal aus neue Stationen vorziehen, wobei der Ribali und andere große Flüsse gekreuzt wurden; 1881 bereiste er nach einem Ausfluge in die seiner Provinz unterstellte Mudirich Kohl die südlichen Njannjam und Monbuttländer. Dabei war seine Provinz bald die bestverwaltete im ganzen ägyptischen Sudan und vergrößerte sich von Jahr zu Jahr, indem ihm von den angrenzenden Provinzen größere Teile zugewiesen wurden. Zugleich behielt Emin Bey stets das Wohl der einheimischen Bevölkerung im Auge und bemühte sich insbesondere die Folgen der langjährigen Sklavensjagd zu vermeiden.

Die Vorgänge, welche den Sudan der englisch-ägyptischen Herrschaft entziehen, eine lange Kulturarbeit vernichtet und weitere Länderereien in überwundene traffe Barbarei zurückgestürzt haben, konnten auch nicht ohne Einfluß auf Emin Paschas Schicksal bleiben. Der Aufstand des sogenannten Mahdi, 1882, wurde bald zum alles verheerenden Brande; Emin Bey aber, begünstigt durch mancherlei Umstände und die Treue seiner Regentruppen, wußte sich gleichwohl in seiner Provinz zu behaupten. Im Januar 1884 gelangten durch einen im Sommer 1883 vom Bah-el-Ghazal abgegangenen Dampfer noch einmal Nachrichten von Emin Bey nach Europa, und von da an blieb dieser Weg nach Norden verschlossen; bald wurde auch der Weg nach Südosten, nach Sansibar, gesperrt. Denn der neue Herrscher von Uganda, Ruanga, welcher seinem 1884 verstorbenen Vater Ntjela folgte, nahm gegen die Europäer eine feindselige Haltung an. So war der tapfere Emin Bey von der Welt völlig abgeschnitten, mit ihm Dr. W. Junker und Kapitän Cajati, welche auf einer Forschungsreise zu Emin gestochen waren und nunmehr mit ihm für verschollen galten, bis es ihm endlich gelang, in einem Briefe an Herrn Allen, den Sekretär der britischen und ausländischen Antisklavereigesellschaft, datirt aus Wadelai, 60 Kilometer südlich von Gondokoro, 31. Dezember 1885, wieder ein Lebens-

zeichen von sich zu geben. Anfangs 1886 glückte es Dr. Junker, seinen Rückzug nach Sansibar zu bewerkstelligen und die seit über drei Jahre unterbrochene postalische Verbindung mit der Äquatorialprovinz wieder herzustellen. Seither kamen wieder weitere Briefe Emin Beys zur Kenntnis, die freilich manches Streiflicht auf die kritische Lage warfen, in welcher der verdiente Forscher sich befand. Ja, noch 1886 gelangte ein dringender Notschrei um Hilfe nach Europa. Die beiden Residenzen Emins waren längere Zeit Lado und das südlichere Wadelai, welches seine Hauptstation wurde. Dabei verlor er die geographische Forschung nicht aus den Augen. Besonders lag ihm die Erforschung der südlich vom Nwoutan gelegenen Gegenden am Herzen. Im September 1886 unternahm er eine erste Reise dahin, wobei er den großen Kabilfluß entdeckte, dessen Quelle im Mongoragebirge liegt, und im November desselben Jahres brachte eine zweite Expedition die Bestätigung der bei der ersten erlangten Ergebnisse. Eine dritte Expedition plante er für den März 1887, doch ward im Februar Wadelai durch einen Grassbrand zerstört, wobei große Eisenbein- und Proviantvorräte verloren gingen.

Als Emins bedrängte Lage in Europa bekannt wurde, hoffte man, daß die ägyptische Regierung sich alsbald um dessen Befreiung bemühen würde. Allein nichts dergleichen geschah. Sie begünstigte sich, ihm den nutzlosen Paschatitel zu verleihen, und entschloß sich endlich nur mit Widerwillen, eine etwa ausziehende Hilfs-Expedition mit 10,000 Pfund zu unterstützen. Vorschläge zu solchen Expeditionen tauchten bald mehrere auf. Bekanntlich wurde dann Stanley mit der Leitung einer solchen betraut, die er vom Kongo Emin Pascha zuzuführen beabsichtigte, der für seine Verluste im Norden sich weiter nach Süden ausrichtete, wo nach Briefen vom August 1887 bis jetzt seine südlichste Station Nyva in der Nähe des Nwoutan ist, dessen Erforschung er schon in Angriff genommen hat. Dort, am Süden des Sees, traf ihn die Botschaft, welche ihn von der Abfindung der Stanley'schen Expedition in Kenntnis setzen sollten, und kamen in seinem Lager an, gerade als er von seiner Expedition nach dem Mongoralande zurückkehrte. Die Kunde von der Entsendung der Stanley'schen Entzuges-Expedition überraschte Emin Pascha ungemein und bewog ihn, da er nicht wissen konnte, welchen Weg die Expedition einschlagen habe, nach Wadelai zurückzukehren, das er mit Hilfe eines benachbarten Negersfürsten wieder schöner als früher aufgebaut hatte. Zugleich erklärte er in einem Briefe an Dr. Felkin in Edinburgh, datirt 17. April 1887, daß er nicht daran denke, sein Werk in Afrika aufzugeben, und fest entschlossen sei, trotz der fortwährenden Belästigungen durch benachbarte Stämme, auch nach Stanley's Ankunft zu bleiben. In gleichem Sinne sprach er sich gegen Dr. Junker und die britische Antisklavereigesellschaft aus. Nachrichten vom 2. November 1887 aus Kibera am Ostufende des Nwoutan zufolge, hatte er eine Rekognoszierung vorgenommen, um Genaueres über Stanley zu erfahren, die jedoch fruchtlos blieb; denn die Stanley'sche Expedition selbst ist bekanntlich verschollen. So ist nun auch die Lage Emin Paschas wieder ungewisser geworden, und von neuem regte sich der Gedanke der Austrüstung einer Expedition, die Emin unterstützen und zugleich womöglich nach Stanley suchen soll. In Deutschland bildete sich dafür ein besonderes Komitee, welches in einem öffentlichen Aufrufe behufs Förderung des Unternehmens sich an das Publikum wandte. Dank der materiellen Unterstützung patriotischer Männer darf man dessen Zustandekommen wohl als gesichert betrachten. Wie es heißt, sollen zwei getrennte Karawanen von der ostafrikanischen Küste nach dem Innern abgehen. Die eine Karawane übernimmt, wie verläutet, Lieutenant Wilmann, der sich als der geschickteste Organisator für Afrika-Expeditionen erwiesen hat, die andere wird unter Führung von Dr. Karl Peters stehen.

Die beigelegten Illustrationen sind nach Skizzen angefertigt, welche in Stanley-Falls und der Nachbarschaft der Nburimniederlassung aufgenommen wurden, Orten, welche Stanley auf seiner letzten Jahr unternommenen Emin Pascha-Hilfs-Expedition berührte. Bolobo, das uns die erste der Ansichten zeigt, ist das große Zentrum des Eisenbein- und Gamholzhandels. Das Bolobogebiet beginnt mit dem pittoresken Dorfe Jimba, das auf niederem, dicht mit tropischem Wald bestandnem Hügel liegt. Nach diesem reißt sich, stromaufwärts, Dorf an Dorf in beinahe ununterbrochener Linie, etwa eine Stunde lang, bis die hochgelegene gesunde und bedeutender landwirtschaftlicher Entwicklung fähige Station Bolobo in Sicht kommt; fünfzehn von Bananen- und Palmbäumen überschattete Dörfer gehören zu dieser. Stanley-Falls und seine interessante Uferescenerie zeigen uns zwei weitere kleine Bildchen, sowie die Häuser Tippos Tippo, dessen Hilfe Stanley als absolut notwendig bezeichnete, wenn er Erfolg haben sollte. Ueber Stanley sind nur einzelne, zum Teil höchst abenteuerliche, wenig glaubhafte Berichte nach Europa gelangt; ob er mit seiner Karawane Emin Pascha erreicht, ob er dem Klima oder dem sehr wahrscheinlichen Treubruch Tippos zum Opfer gefallen, ist zur Stunde noch unauferklärt.

## Nach der Heimkehr vom Fischfang.

(Wid S. 188.)

Das Wetter ist rau und stürmisch geworden, die Fische haben sich nach der Tiefe zurückgezogen, das Werk des Fischers ist gethan für heute. Nun werden, nachdem der letzte Fang geborgen, die großen Fischerboote dem nassen Elemente entzogen und zur Schonung und notwendiger Ausbesserung aufs feste Land verbracht. Dies aber, das sogenannte „Auffahren“, ist ein schwerer Stück Arbeit und, wie unsere Illustration es weist, mit vieler Mühe verbunden. Mit geklemmtem Kopf und schwer in den Sand gestemmten Hufen dreht sich das zu diesem Behuf verwendete Pferd, um die ätzende Ganghülle, bei der zwei wetterharte Teerjacken postirt sind, das langsam sich aufwindende Tau zu dirigieren. Ist das Boot endlich geborgen, so wird es abgetaktet, ausgebeißert und frisch geteert und getrichen, um zur nächsten Gangzeit neuen Stürmen trotzen zu können. Bis dahin aber breitet der Schnee eine weiße, glitzernde Decke darüber und läßt es träumen von rauhem Bogensampf und stillem Ruhen auf lichtschimmernder, glatter Meeresfläche.

## Wer ist sie?

Roman

von

Sans Waschenhufen.



22. Der Schuldige vor seinem Richter.  
Egen Abend sahen sie wieder auf dem Balkon in glücklichster Stimmung, Lady Clinton erwartend, die ihren Besuch zugesagt. Günther war an seinen Krüden Erna in den Garten gefolgt und in der Gaisblattlaube hörte sie schweigend an, was er zu ihr sprach.

Er war nicht sehr erfolgreich in seinem neuen Berben, denn Ernas Herz konnte nicht vergessen; aber sie schien bereit, ihm zu glauben, und ihr Mitgefühl für sein Schicksal im Feldzug sprach ein gutes Wort für ihn.

„Ich beneide Ellen und Norbert,“ sagte sie ernst und zerküßt. „Er wankte nicht im Glauben an sie, als alles sie verdammten mußte — auch ich!“ setzte sie hinzu, „aber mein Gemüt war verbittert und das —“

„Gewährt Verzeihung!“ ergänzte Günther. „Warum willst Du nicht verzeihen?“

Sie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen drückte; aber sie entzog ihm dieselbe wieder. Ihre Wimpern feuchteten sich abermals, doch sie schwieg.

„Du hast recht,“ rief er endlich, den schweren Krückstock neben sich fassend, „und mir steht es nicht zu, Dich an die Seite eines Krüppels fesseln zu wollen!“ Düster blickte er vor sich in den Kies.

Erna schaute ihn erschreckt an und dabei wurden die beiden Thränen entseßelt; sie rannen über ihre Wangen. „Was sprichst Du?“ rief sie erblickend. „Fordere das Unglück nicht heraus!“

Günthers Miene ward noch finsterner.

„Ich fürchte, es ist schon da! Ich sagte dem Vater nicht, auf was die Aerzte mich vorbereiten, daß ich vielleicht zum Dienst nicht mehr werde tauglich sein.“

„Günther, nein, nein! Glaube das nicht! Sieh mich an! Ist es wahr, was Du sprichst?“ Sie legte den Arm über seinen Nacken, wie sie da neben ihm saß.

„Frage die Aerzte, ob sie die Wahrheit gesprochen!“ Aber wie er die Thränen, die angstvollen, unglücklichen Augen sah, schlang er den Arm um ihre Taille und küßte die Thränen hinweg. „Siehst Du, jetzt weiß ich, daß Du mich doch noch liebst!“ rief er. „Ja, die Aerzte machten mich auf das Schlimmste gefaßt, wenn ich nicht eine sorgfältigere Pflege suche, als sie mir in den Baracken gewidmet werden könne; aber ich wollte nicht fort, ich wollte ja in Deiner Nähe sein!“

Erna hatte ihren Hergensgroll vergessen; mit ineinander geschlungenen Händen sahen sie da.

„Ja, wie sollst Du haben! Bei uns! Ich selbst, ich will Dich pflegen, Günther! Es that mir ja so weh, Dich in den elenden Bretterbuden zu wissen!“

„Du wußtest also dennoch?“

„Ja! Aber ich durft' es nicht wissen!“ lächelte sie. „Komm, ich führe Dich; wir wollen sogleich mit dem Vater sprechen.“

Stumm nickend sah die Mutter vom Balkon aus die beiden Arm in Arm kommen.

„So wird ja auch das noch gut! — Alles ist gut!“ flüsterte sie vor sich hin, die Hand auf den Arm des Gatten legend. „Das Glück der Kinder geht doch über alles!“

Inzwischen gab es doch einen Unglücklichen in dem kleinen Landhause. Das Verhängnis einer leichtsinnigen Jünglingsthat hatte eine zweite geboren, für die Lothar vor dem General sein Haupt auf den Block hatte legen müssen und für die er als Soldat heute gnadenlos gerichtet zu sein glaubte.

Er gestand sich selbst, daß diese That keine ehrliche gewesen: er hatte einen fremden Namen geführt um schändlichen Geldes willen; er war der Gemeinschaft seiner Kameraden nicht mehr würdig, und zertreten war sein erhabendes Bewußtsein, sich mit Einsetzung des Lebens seine Stellung in der Armee, in der Gesellschaft wieder erobert zu haben. General von Willroth war sein Richter, vor dem er im Dienst nicht mehr existieren durfte.

Mit von Thränen feuchten Augen setzte er sich in demselben Zimmer, das einst Ellen bewohnt, an den Tisch und schrieb sein Abschiedsgesuch.

Wieder stand er vor der Frage, was aus ihm werden sollte, und ebenso schwer bedrückte ihn für den Moment die, wie er sich von dieser Familie verabschieden sollte, die ihm so viel Gutes erwiesen.

Sein Koffer war gepackt; er hatte nicht mehr den Mut, einem der Bewohner des Hauses vor Augen zu kommen, wenn diese zweifellos gehört oder erfahren, was zwischen ihm und dem General vorgegangen. Geistig vernichtet durch Scham, körperlich kaum zu den notdürftigsten Kräften gelangt, beugte er sich unter alles.

Eben war er im Begriff, das fertige Abschiedsgesuch zu unterzeichnen, als man pochte und Norbert bei ihm eintrat.

„Sie verzeihen, Herr Kamerad,“ begann dieser, einen Schritt von der Schwelle stehend, „ich komme in einem Auftrage, den Seine Excellenz der General nur mir übergeben zu können glaubte. Excellenz erwarten Sie im Zimmer meines Vaters!“

Knapp militärisch, wenn auch artig war die Meldung und ebenso ward sie hingenommen. Norbert ging.

Lothar holte tief Atem. Eine Minute lang stand er da, auf den Tisch starrend; dann ergriff er fieberhaft die Feder wieder, unterschrieb seinen Namen und steckte das Papier in die Brusttasche.

„Das letzte noch!“ ächzte er, dann that er mit zitternder Hand den Degen an die Seite, denn er fürchtete für diesen, griff nach dem Helm und that aufrecht die wenigen Schritte über den Korridor.

General von Willroth schritt eben mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer hin und her; als Lothar eintrat, hielt er inne und blickte mit grimmen Augen auf ihn.

„Ich bitte!“ Damit forderte er ihn auf, näher zu treten. Und da sah er das leidende, bleiche Gesicht des jungen Mannes, murmelte etwas vor sich und that wieder einige Schritte hin und her. Dann blieb er vor ihm stehen. „Sie sind derselbe, ich erinnere mich jetzt, den ich früher schon einmal als jungen Lieutenant gesehen. Sie wissen, daß Sie zum zweitenmal des Königs Rock verwirrt haben!“ redete er ihn mit seiner rauhen Stimme an, ihn noch immer scharf fixierend.

„Ich weiß es, Excellenz, und bitte um die Gnade, mein Abschiedsgesuch in Ihre Hände legen zu dürfen!“ Lothar zog gefaßt das Papier hervor.

„Ist nicht meine Sache!“ Der General lehnte mit strenger Miene ab. „Sehen Sie sich hier zu mir und erzählen Sie mir, wie Sie, ein Sohn so achtbarer Familie, zu einer solchen — er suchte das mildeste Wort — Täuschung gekommen sind.“

Damit deutete er auf einen Stuhl auf der andern Seite des Tisches, ließ sich selbst an demselben nieder und stützte die Wange in die Hand.

„Thut mir leid um jeden jungen Mann, der verloren geht; aber die Gesetze der Ehre kennen kein Mitleid! Sagen Sie mir alles!“

Lothar holte tief Atem, nahm den Stuhl und begann anfangs mit Herzklopfen, dann aber leichter und mit aller Kürze zu berichten, ohne zu beschönigen, und dem General schien der Freimut zu gefallen. Als Lothar zu Ende, blickte der alte Soldat, die Hände auf dem Tischrand ineinander legend, vor sich nieder. Dann erhob er sich unruhig und schritt vor dem regunglos Dastehenden wieder hin und her.

„Was Sie gethan, ist vor dem Feldzuge geschehen; es spricht nur eins zu Ihren Gunsten: daß Sie damals selbst eine Spekulation aufgaben, zu der Sie verleitet worden. Mir steht es nicht zu, unsere Arme eines Offiziers zu berauben, der sich vor dem Feinde ausgezeichnet. Will also die Sache wie eine Familienangelegenheit betrachten, die nicht aus den Mauern dieses Hauses hinausdringen wird. Von Ihrem ferneren dienstlichen Verhalten wird es abhängen, ob sie begraben bleiben soll. Ihr Regiment gehört zu denen, die in Elsaß-Lothringen verbleiben. Sie werden es noch heute auffuchen! Der Familie meines Freundes hier werde ich Ihren Abschiedsgruß und Dank sagen. — Nichts weiter! Meine Ordennanz soll bis zum Bahnhof zu Ihren Diensten stehen!“ Er winkte Lothar, als dieser ihm seinen Dank sagen wollte, und wandte ihm den Rücken. Lothar stand zaudernd noch da.

Der General wandte sich unnützig wieder ins Zimmer.

„Excellenz gestatten mir nicht, wenigstens Ihnen meinen Dank auszusprechen?“ wagte Lothar noch einmal zu entgegnen. „Darf ich erfahren, ob Herr von Brünig —“

„Wüßte er oder sonst jemand dieses Hauses davon, ich hätte Sie nicht schonen dürfen. Thun Sie jetzt das Ihrige, denn die Tochter meines Bruders, dieselbe nämlich, der Sie schon in meinem Hause begegneten, ist hier eingetroffen. Von einem Abschied bei der Familie kann also keine Rede sein!“ fuhr er fort, während Lothar beschämt wieder vor sich nieder blickte. „Ich werde Sie entschuldigen, Sie seien auf meinen Befehl unverzüglich zu Ihrem Regiment zurückgekehrt. Meine Ordennanz erwartet Sie vor Ihrem Zimmer und bleibt bis zum Bahnhof zu Ihren Diensten.“

Er neigte gemessen den Kopf, ihn entlassend, und Lothar ging, zwar erleichtert, aber doch trauernd darüber, daß er nicht einmal Erna Lebewohl sagen dürfe, die ihm mit ihrem ersten stillen Wesen so viel Teilnahme gezeigt.

„Er thut mir leid,“ brummte der General ihm nach, als er hinaus. „Diese verwünschten Fährlichodummheiten haben schon so manchem jungen Mann den Hals gebrochen. Er hat ja aber wieder gut gemacht, was er damals gefehlt. — Gott sei Dank, daß ich den Garnisonsort wechselte, so habe ich niemand über den Ausgang dieser Lebewohlsgeschichte mehr Rede zu stehen, in der ich mich selber so dumm benommen, daß ich von Glück sagen kann, so herausgekommen zu sein! Hätt' er den Mut eines wirklich schlechten Kerls gehabt, auszuhalten, ich hätte die ganze Erbschaft zu ei unberechtigten Menschen an den Hals geworfen, so aber bin ich durch die Gutherzigkeit dieses

Mädchens absichtslos selbst ein vermögender Mann geworden! Günther mag jetzt also auch seinen Willen haben!“

Sporenkirrend verließ er das Zimmer und fand den Hausherrn und dessen Gattin auf der Veranda.

„Herr von Großmann läßt durch mich seinen Dank und seine Abschiedsgrüße sagen; er mußte den nächsten Zug benützen, um als Rekonvaleszent zu seinem Regiment zurückzukehren!“ rief er beiden zu. „Wir sind jetzt also unter uns, und wenn heut abend die Lady Clinton kommt und sie nichts dagegen hat, so feiern wir eine Doppelverlobung! Schlag ein, Brünig, wir sind und bleiben wieder die Alten! Da laufen sie ja schon paarweise im Garten!“ setzte er hinzu, in diesen hinausblickend, als beide sich die Hände geschüttelt. „Mein armer Günther ist schlimmer davongekommen als Dein Norbert; wird sich ja aber hoffentlich wieder machen! Und was das für ein Brachtmädel ist, meine Nichte!“ Er schaute ihr nach, wie Ellen an Norberts Arm ihr altes Lieblingsplätzchen im Garten am Rheinufer wieder aufsuchte. „Und das Herz hat sie auf dem rechten Fleck, wenn sie mir auch arg damit zu schaffen gemacht!“

Niemand sah den armen Lothar, der soeben gebeugten Hauptes, von der sein Gepäck tragenden Ordennanz gefolgt, das Landhaus verließ, in dem er so glückliche Stunden verlebt.

23. Doch zurecht gefunden.

Einige Wochen später trafen sich Frank Großmann und Jeremiah Brown in Chicago an einer Bar.

„Haben beide ein recht schlechtes Geschäft gemacht, Mister Großmann,“ jagte Jeremiah Brown hämisch zu diesem, eine Brise in die Nase schiebend. „Hätte, als die rechte Erbin verschollen zu sein schien, ein Bündel von mir nach Deutschland geschickt, um das arme Mädchen gut zu versorgen; aber Melting, der Schurke, hat schließlich alles verraten, und jetzt hat ihr der General, als der Krieg zu Ende war, tausend Dollars auszahlen und sie aufs Schiff bringen lassen. Ich erwarte sie heute! War eine schlechte Spekulation, Mister Großmann! Was ist denn aus Ihrem Better geworden?“

„War kein Geschäftsmann!“ brummte Frank unwillig, an seinen Schaden erinnert zu werden. „Hätte mich nicht mit ihm einlassen sollen! Kostet mich dreitausend Dollars, der Einfaltspinsel, der sich so dumm angestellt! War das Geld nur hier im Lande gewesen, es hätte mir nicht entgehen sollen!“

Frank bezahlte seine Zechen und Brown ging, um sein Bündel zu empfangen.

Lothar war inzwischen von seinen Kameraden mit der Herzlichkeit begrüßt worden, die sie während des Feldzuges an einander gekettet, aber diese fanden in ihm nicht den frohen Soldaten wieder, als den man ihn gekannt.

War auch sein Lebensmut nicht gebrochen, es lag über seinem Wesen wie ein Schleier. Er lachte mit den anderen, aber doch mit einem Zug schmerzlichen Empfindens; er nahm an ihren Gelagen teil, aber sein Mund verstummte oft plötzlich, seine Laune versiegte, er verließ die Kameraden, die inmitten einer noch feindseligen Bevölkerung ganz auf sich selbst angewiesen, und suchte sein Quartier in einem der großen verödeten Häuser, deren Fenster straßenlang so höhläugig in die Gassen schauten.

Ihm war's immer, als folge ihm ein Feind mit geräuschlosen Schritten, als lege ihm dieser die Hand auf die Schulter und flüstere ihm ins Ohr, wenn er that wie die anderen, und der begleitete ihn sogar auf seinen einsamen Spaziergängen. Er mißdeutete jede ihm im Dienst gezeigte ernste oder unfreundliche Miene seiner Vorgesetzten, und wenn er in der Straße einen älteren, kräftigen und breitschulterigen Stabsoffizier im Sattel daherkommen sah, erschrak er unwillkürlich.

So verging ihm die Zeit. Die Vergangenheit trat wohl um ebensoviel in seiner Erinnerung, in seinem Gemütsleben zurück, aber die Stunden des Alleinseins ließen ihr doch so oft wieder frische Farben, und für diese sorgte eines Tages ein Moment, in welchem er, vom Exerzierplatz heimkehrend und an der Seite seines Zuges marschierend, Norbert und Ellen im Reifekostüm aus den Fenstern eines Hotels auf ihn herabschauen sah.

Sie hatten ihn nicht erkannt, aber die alte Beschämung lebte in ihm wieder auf, sein Herz pochte heftig. Sie waren glücklich, ihre frohen Mienen hatten es ihm gesagt! Neugierig warf er sich in seinem Quartier hin und haberte mit seinem Gesicht.

Am nächsten Tage sagte ihm auch eine abermalige Begegnung mit ihnen in kurzer Ferne auf der Esplanade, weshalb die beiden hier waren — Günther von Willroth ging an ihrer Seite in seiner Dragoneruniform, und er wußte ja schon seit Monden, daß dieser mit seiner Schwadron in einem Städtchen der Reichslande lag.

Freilich wußten sie ja nichts; der General hatte Schweigen versprochen; aber er wußte sich schuldig, und das entmutigte ihn immer wieder.

Da las er eines Tages die amtliche Mitteilung, daß von einem der ostasiatischen Staaten preussische Offiziere als Instruktoren begehrt würden. Er meldete sich; er wartete mit Ungeduld auf günstigen Bescheid und drei-

jährigen Urlaub. Und freudig empfing er endlich beides, den letzteren jedoch erst nach Beendigung der Herbstübungen.

Wieder hinaus in die Welt also! Es erschien ihm auch so am besten, denn was blühte ihm hier, einem unbemittelten Lieutenant, der nicht einmal den Mut haben durfte, einem Mädchen zu sagen: Ich liebe dich! Hatte er doch, ohne ein schlechter Mensch zu sein, bei dieser nachsichtlosen Welt zwei Sünden auf dem Kerbholz, wenn ein Zufall die letzte derselben verriet.

So lag er denn, fertig mit seinen Plänen, die Tage bis zu seiner Abreise zählend, eines Abends während der Herbstübungen auf dem weiten reichsländischen Wackfeld allein im Zelte, während die Kameraden unter freiem Himmel um eine Bowle saßen, als er dumpfe Hufschläge draußen auf dem Stoppelfeld vernahm und eine rauhe, kräftige Stimme: „Lieutenant von Großmann!“ rief.

Er sah mehrere Pferde vor der Zeltöffnung, hob das Haupt von dem Strohbündel und ermüdet vom Tageswerk laufte er auf.

Die Stimme klang ihm wie ein Mahnruf aus der Vergangenheit, aber sein laut pochendes Herz wagte nicht, sie zu erkennen. Er trat hinaus und — General von Willroth, von seinem Adjutanten begleitet, streckte ihm vom Sattel herab die Hand entgegen.

„Sind ich Sie endlich! Suchte Sie schon im ganzen Lager!“ rief er mit einem Blick, der Lothar wie ein Sonnenstrahl in das Herz drang, und einem kräftigen Druck der Hand. „Höre, Sie gehen nach Japan, und wollte Ihnen wenigstens ein Lebewohl sagen — auch einen Dank, mein junger Freund!“ betonte er. „Haben recht, wenn es auch schade, daß wir für einige Jahre einen tüchtigen Offizier verlieren!“ Er preßte abermals Lothars Hand, um ihm dadurch auszubräuen, was er in des Adjutanten Gegenwart verschweigen mußte.

Lothar aber war das Herz zu voll; er vermochte nicht zu sprechen; der General ließ ihn auch nicht zu Worte kommen.

„Habe viel Zeit veräumt durch das Suchen nach Ihnen,“ fuhr er fort, Lothars Hand behaltend. „Also nur ein Lebewohl! Sie werden mir schreiben, wie es Ihnen draußen ergeht, ich erwarte es, und wenn Sie wiederkehren, vergessen Sie nicht den alten Willroth!“

Noch ein freundliches, herzliches Lächeln zeigten ihm die gebräunten Züge des Generals, er fühlte noch einen letzten Händedruck, dann sprengete der alte Herr davon und Lothar stand da, ihm nachschauend wie einem, der die Zentnerlast mit sich nahm, die ihm bisher das Herz bedrückte.

Als die Übungen zu Ende, gaben ihm die Kameraden ein frohes Abschiedsmahl, und im Nebelgrau des Herbstmorgens ließ er die Wälle der Feste hinter sich, um welche vor kurzem erst so blutige Kämpfe geschlagen worden. Nur sein Durst, eine biedere, gute Seele, gab ihm das Geleite, so hatte er es gewollt. Er ließ ja nichts zurück, von dem zu scheiden ihm schwer geworden wäre.

24. Die zwei Glückssterne.

Durch das Land Gosen, in welches Jakob die Hebräer führte, in dessen fruchtbaren Triften diese einst so üppig wurden, daß sie die eingeborenen Ägypter zu gewaltigen Mitteln gegen ihre Vermehrung zwangen, bis Moses sie in das gelobte Land brachte — durch diesen Gau, der heute eine trostlose Sandwüste, zieht sich wie ein kaum unterscheidbarer Faden die Eisenbahn von Kairo nach Suez.

In einem Coups derselben saßen im Herbst des Jahres 1871 zwei junge Männer, trüg zurückgelehnt unter der erdrückenden Sonnenglut, hoffnungslos ausschauend nach irgend einer Spur von Vegetation, welche die Mär von dem einstigen Segen dieser Landschaft hätte bestätigen können.

Lothar war's, der, schläfrig vom Sonnendruck, die halb geschlossenen Augen auf seinem Gefährten gegenüber teilnahmsvoll ruhen ließ, einem noch jungen Mann, wie er selbst in leichten Reisekleidern, mit dem weißen Schawl um den Hut, der das leidende Antlitz noch bleicher färbte.

Sie hatten sich beide ausgesprochen und ließen das Wort den geschwägigen Arabern in den anstoßenden Coups, obgleich sie sich so viel zu erzählen gehabt und noch hatten, denn Lothar hatte in Kairo in einem der Kaffeehäuser der Esbekieh den intimsten Jugendfreund und Kameraden wieder gefunden, den wegen gemeinsamen Leichtsinns dasselbe Geschick getroffen hatte, der Offizierscarrière entsagen zu müssen.

Sie hatten sich beide nichts vorzuwerfen, als sie nach fast zehn Jahren einander wiedersehen, denn einer war so unbekannt gewesen wie der andere, und so hatten sie sich denn beide die Hand gedrückt.

„Laß uns nicht reden von den alten Geschichten,“ hatte ihn Guido von Beilstein gebeten, als Lothar ihm von dem Zweck und dem Ziel seiner Reise gesagt; „Du verschwandest damals plötzlich, ich hörte, Du seiest zu einem Onkel nach Kalifornien gegangen, und wenn mir einmal Deine Photographie aus der Zeit unserer grünen Kameradschaft in die Hände fiel, dacht' ich mir: Der ist jetzt wahrscheinlich auf dem Wege, ein Millionär zu werden. Ich — Du weißt, meine Konstitution war nie die

kräftigste — ich hatte mir schon damals durch den Dienst unbewußt eine kleine Lungenentzündung zugezogen. Ohne darauf zu achten, lebte ich, der ich nach dem Abschied auf eine landwirtschaftliche Akademie geschickt wurde, drauf los; als es schlimmer ward, schickte man mich in diese und jene Kur und dank denselben bin ich endlich so weit gekommen, daß ich seit zwei Jahren schon hier in Kairo leben muß, um für das armselige Leben vom Klima Kräft zu erbetteln. Du bist, wie ich hörte, wieder aktiv geworden, ein reicher Mann also wohl doch nicht, aber ich gratulire Dir. Bei Gott, ich hätte mich nicht hier halten lassen, als der Krieg ausbrach, wenn ich nicht die Gewißheit gehabt hätte, daß ich nur im Lazarett zur Last geworden wäre. Ich sage Dir, es ist ein trostloses Bewußtsein, so umherzulungern, wenn man gern leben, genießen möchte und doch nur den heimlichen Feind in sich pflügen, immer wieder eine neue Kapitulation mit ihm abschließen muß, sobald man es ihm einmal nicht recht gemacht.“

Lothar, der so viel mit seinem Schicksal gehadert, sah ein, daß es noch Unglücklichere gebe als er. So verbrachte er denn, auf den Abgang des Schiffes von Suez wartend, einige Tage mit dem Leidenden, und als er ihm Lebewohl sagen wollte, meinte er:

„Weißt Du, zu versäumen hab' ich hier nichts; Suez ist zwar ein schauerhaft langweiliges Nest, aber es sammelt sich zur Einschiffung immer eine interessante Gesellschaft aus allen Nationen in dem Hotel; wir verleben also noch einen Abend in demselben zusammen — den letzten, denn wenn Dich nach drei Jahren Dein Weg wieder über hier zurückführen sollte, wirst Du wohl vergebens nach mir fragen.“

So kam es denn, daß sie gemeinschaftlich durch das Land Gosen fuhren und am Abend unter spleenigen Engländern mit Sonnenlappen auf den Köpfen, blonden Miffes, Weltreisenden aller Länder auf der Terrasse des Suezhotels saßen — beide melancholisch, bis endlich eine wandernde Musikbande sich am Ende der Terrasse etablierte und die travellers zwang, von ihren Zeitungen aufzuschauen.

Der Abend war ein prachtvoller hier am Zusammenstoß zweier Weltteile. Der Mond warf sein grelles Licht auf die hohen Wände des afrikanischen Atlasgebirges, eine goldene Gaze schwebte auf der asiatischen Seite über den Höhen des Sinai und der Mosesquelle; Millionen von Lichtern tanzten auf den rauhen Wellen des an den Fuß des Hotels plätschernden roten Meeres und geisterhaft bleich erschien Lothar in dieser Beleuchtung das so apathisch hinausblühende Antlitz des Leidenden Freundes, den dieser Abschied gemahnen mußte, welch trauriges Los er gegen den einstufigen Kameraden gezogen.

Als dann die Musikbande, eine der vielen deutschen und böhmischen, die durch alle Länder und Weltteile ziehen, ihre Introduction beendet, die erste Sängerin vortrat und in deutscher Sprache mit längst ausgeschrieener Stimme unter Geigen- und Harfenbegleitung anhub: „Die Liebe kauft man nicht, die Liebe kauft man nicht,“ da blickte der Leidende auf und zu der Sängerin hinüber. Ein höhnisches Lächeln belebte seine müden Züge und Augen. Er legte Lothar die Hand auf den Arm.

„Sieh Dir die da einmal an!“ rief er. „Erkennst Du sie nicht? Es ist dieselbe Cäcilie, aber nicht die heilige, die damals in unserer Garnisonsstadt am Theater uns und namentlich mir den Kopf verdrehte. Sie kostet

mich oder vielmehr meinem Leichtsinne meine Epaulette, denn um ihretwillen machte ich Schulden, aus denen mich mein Vater damals nicht herausreißen konnte, weil er selbst große Verluste erlitten.“

Der Kranke ließ den Arm wieder sinken, sein Kinn fiel auf die Brust, während Lothar hinschaute, und so hörte jener, die Stirn in die Hand gesenkt, die Augen geschlossen, dem Lied bis zu Ende zu.

Als jetzt die Sängerin, eine hübsche Gestalt, aber mit einem Gesicht, auf welches das fahrende Leben seinen Stempel gedrückt hatte, mit dem Notenblatt zuerst zu ihm trat, hob er die Stirn; sie ironisch anschauend, warf er ihr ein Hänffrankentück auf das Blatt.

Mit erstauntem Auge, lächelnd dankend, erwiderte sie

zu demselben versperre; er steuerte jetzt gen Osten, vielleicht fand er es dort.

Und die Hoffnung durchbebte freudig schon an diesem ersten Tage der Fahrt sein Herz, denn es leuchteten ihm an Bord zwei schöne Sterne, die dunklen Augen der Tochter eines reichen deutschen Kaufmanns, der mit dieser nach Singapur zurückkehrte. Sie thaten es ihm an, aber sie hielten ihm, was sie ihm beim ersten Begegnen schon verheißen; denn als er nach zwei Jahren denselben Weg und auch wieder an Bord desselben Dampfers nach Europa zurücklegte, führte er ein blühendes junges Weib mit sich und trug in der Tasche hoch respectable Kreditbriefe seines Hauses in Singapur.

Er, auf dessen Tisch in dem reichen Geschäftshause die Rang- und Quartierliste stets ihren Platz hatte, suchte zuerst in der Heimat den General von Willroth, mit dem er herzliche Briefe gewechselt, aber er suchte ihn nicht mehr in der Armee, denn er wußte, daß derselbe vor kurzem eines Unfalls wegen seinen Abschied genommen.

Er fand des Generals Wohnung geschlossen. Man sagte ihm, seine Tochter habe sich vor kurzem vermählt, sei auf der Hochzeitsreise und der General wohne für den Sommer in dem Landhause seiner Nichte am Niederrhein.

Schwer und drückend war für Lothar der Gedanke, vor Ellen zu erscheinen, aber die Pflicht der Dankbarkeit überwand sein Bedenken und so stand er denn alsbald in dem Bahnhofe des Städtchens, der ihn an jenen traurigen Abend gemahnte, an welchem er von hier gegangen.

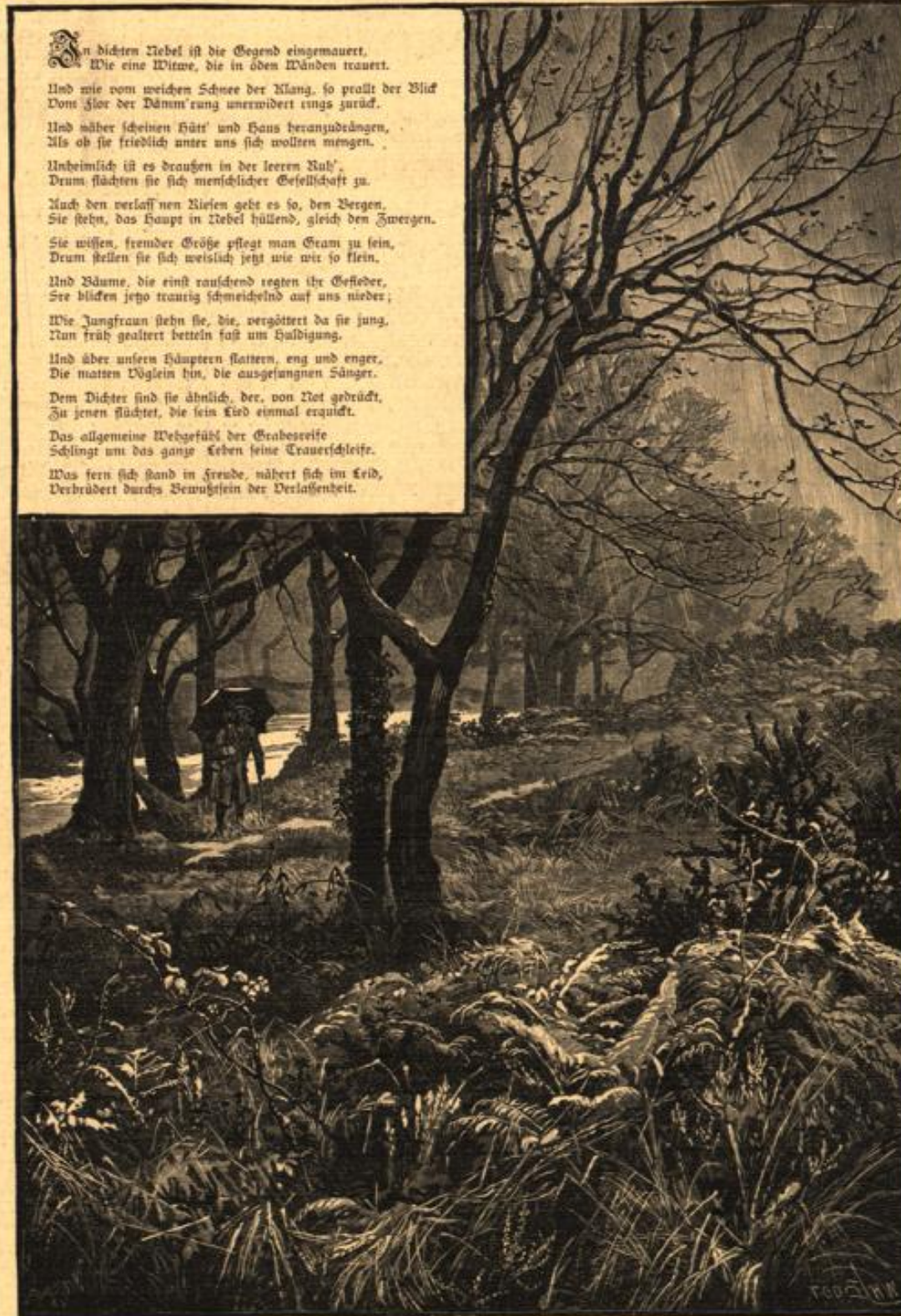
Befremdet stand er auch mit seiner Gattin am Arm nach kurzer Promenade vor dem Garten, der einst das kleine Schweizerhaus umgeben; eine anspruchsvolle Villa erhob sich an dessen Stelle. Er zauderte, sie zu betreten.

Aber ihm ward nicht viel Zeit zum Überlegen gelassen, denn in dem Hauptsteige sah er einen alten, breitschulterigen Herrn, der eben einer Amme ein rotbadiges Kind in die Arme zurückreichte und dann durch die vergoldeten Lanzen des Gitterthors neugierig auf die beiden vor demselben stehenden Fremden blickte.

„Holla, ist denn das nicht der Großmann?“ hörte er den Graubart rufen, der spähend die Hand über die Augen legte. „Nur herein, wenn er es ist!“ Damit eilte er am Stock herbei. „Weiß Gott, meine Augen haben mich nicht getäuscht! Von Herzen willkommen! Und auch die schöne Gattin, von der mir schon erzählt ist!“ Der General umarmte Lothar, küßte der jungen Frau die Hand, nahm ihren Arm und führte sie zum Hause. „Das rechne ich Ihnen hoch an!“ flüsterte er Lothar im Portal zu und lud

oann seine Gäste in das fürslich eingerichtete Empfangszimmer, wo ihnen Norbert entgegentrat.

„Herr von Großmann, mein junger Freund! Du erinnerst Dich seiner!“ stellte er Lothar vor, und Norbert, der auf der Gattin Wunsch die Jurisprudenz an den Nagel gehängt, reichte ihm mit herzlicher Miene die Hand, denn der General hatte für Lothar mehr gethan, als er verheißen; er hatte Ellen das Versprechen abgenommen, daß sie weder Norbert noch Günther von ihrer Begegnung in Cleveland sage, weil es sich um die Ehrenrettung eines jungen Mannes handle, den er trotz allem einer solchen für würdig halte. Und auch bei Ellen hatte er seinen Schützling, hocherfreut über die Briefe, die Lothar ihm gesandt, in ein so ganz anderes Licht zu setzen gewußt, daß diese, als sie eben, einen Besuch aus der Stadt



### November.

Gedicht von J. G. Seidl; Zeichnung von W. G. J. Voot.

seinen Blick. Sie erkannte ihn nicht. Plötzlich aber zuckte sie doch leise zusammen, wandte ihm erschreckt den Rücken und trat zu einer Gruppe von Engländern.

„Es gibt doch eine Gerechtigkeit!“ lachte der Leidende bitter, sich erhebend. „Komm,“ sagte er, Lothar die Hand auf die Schulter legend, „ein Glas drinnen zum Abschied! In einer Stunde geht Dein Schiff.“

Mit traurig bewegtem Herzen stand Lothar am nächsten Morgen auf dem Verdeck des großen Ostindien dampfers, als dieser eben unter dem Sinai dahinsteuerte. Das Wiedersehen mit dem kranken Kameraden hatte ihm weh gethan, aber jener hatte recht gehabt, es gab noch schlimmere Schicksale, als er sie erlebt. Im fernen Westen hatte er sein Glück nicht gefunden, in der Heimat hatte er vor einem Schlagbaum gestanden, der ihm den Weg



Der Bittsteller. Originalzeichnung von J. R. Wehle.

vermutend, in leichter weißer Robe ahnungslos hereintrat, ihn überrascht erkennend, ihm mit liebendwürdigem Lächeln die Hand reichte.

So verlebte denn Lothar einige glückliche Tage in dem Städtchen in Gesellschaft des Generals und des jungen Paars, das den Sommer am Rhein und den Winter mit Lady Clinton in Brighton und in Italien zuzubringen sich gewöhnt, und Ellen schloß sogar ein intimes Freundschaftsbündnis mit Lothars Gattin.

Der General seinerseits beobachtete inzwischen die beiden weither gekommenen Gäste heimlich mit ganz eigenartigem Interesse. Als er am dritten Abend vor der Trennung die junge Frau aus Singapur allein durch den Garten begleitete, wagte er die Frage:

„Sagen Sie mir aufrichtig, sind Sie glücklich mit Ihrem Gatten?“

„O,“ rief diese mit einem Leuchten der dunklen Augen, aus denen die Wahrheit strahlte, „ich könnte es ja nicht mehr sein!“

„Na,“ dachte der General vergnügt, „da hat der alte Willroth doch ein gutes Werk gestiftet!“ Und herzlich war der Abschied, den er von seinem Schützling nahm — für immer vielleicht, denn Lothar gedachte erst in fünf Jahren wiederzukehren, um dann seinen Wohnsitz in der Heimat zu nehmen.

### Die Handschuhfabrikation.

Von

E. Busch von Befa.

**D**u welcher Zeit die Menschen die Hände mit Handschuhen zu bekleiden begannen, ist schwer zu ergründen und sicher ist nur, daß dieses Kleidungsstück schon im grauen Altertum bekannt war. Bereits in der „Genesis“ wird berichtet, daß Jakobs Mutter ihrem Sohne, um dessen Vater zu täuschen, die Hände mit haarigen Ziegenfellen umwickelt habe. Die alten Perfer trugen Handschuhe zum Schutze gegen die Kälte, während sich die alten Griechen derselben bei mancher Arbeit, zum Beispiel bei Gartenarbeiten, um sich die Hände



nicht zu beschädigen, sowie auch bei Tische, um sich beim Vorlegen nicht die Hände, welche damals die Stelle der Gabeln vertraten, zu verbrennen, bedienten. Bei den Deutschen war der Gebrauch der Handschuhe schon im achten und neunten Jahrhundert allgemein, und Könige, Edle und Prälaten trugen dergleichen mit Stickerei und Geschmeide verziert. Handschuhe waren bei den Rittersn Symbole der Investitur, der Belehnung und Standeserhöhung, sowie auch ein wesentlicher Schmuck der Bischöfe bei deren Installation. Damen hingegen trugen erst seit dem dreizehnten Jahrhundert Handschuhe von Leinwand als Schmuck. Großer Luxus wurde mit diesem Gegenstand besonders in England unter der Königin Elisabeth, die eine reiche Verzierung desselben in Aufnahme brachte, getrieben, und schon damals, wie noch jetzt, wurden die Handschuhe je nach Laune der Mode aus den verschiedensten Materialien hergestellt. In neuerer Zeit stehen jedoch die Glacehandschuhe wohl am meisten in Gunst, in welcher sie sich wahrscheinlich auch noch viele Jahre erhalten werden.

Die Fabrikation letzterer ist besonders in Frankreich heimisch und zwar sind die Hauptorte für dieselben Paris, Grenoble und Chaumont, jedoch werden auch in Deutschland und England solche fabriziert. Da wohl nur wenige Laien die große Zahl Prozesse, nämlich 219, kennen, welchen ein Fell unterworfen

werden muß, ehe dasselbe in einen Handschuh umgewandelt ist, so wollen wir unseren Lesern kurz einiges über die Fabrikation dieses unentbehrlichen Luxusgegenstandes mitteilen, um so mehr, als wir glauben voraussetzen zu können, daß die Mehrzahl derjenigen, die Handschuhe tragen, sich auch für deren Herstellung interessieren werden.

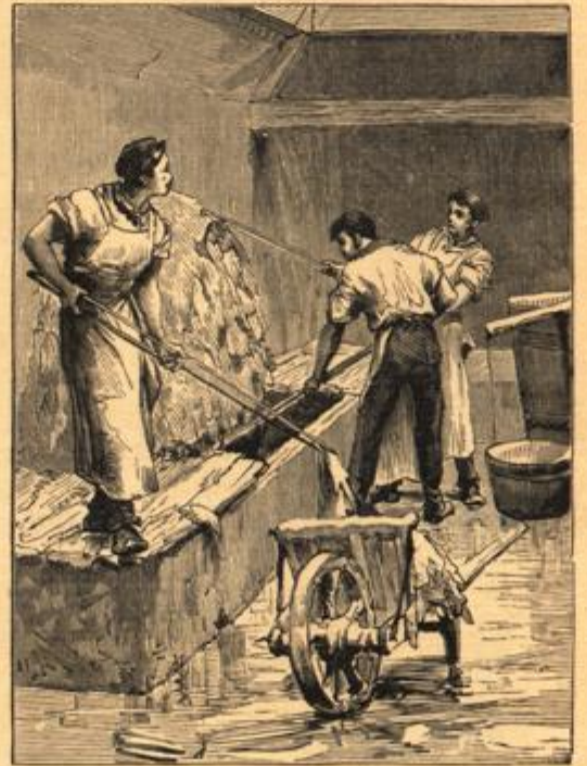
Zuerst gilt es natürlich, die Haare von den rohen Fellen zu entfernen, was jedoch erst geschehen kann, nachdem die Epidermis, in deren Einkülpungen die Wolle und Haare eingebettet sind, gelockert worden ist. Zu diesem Zwecke werden die Felle gewöhnlich dem „Kalken“ unterworfen, auf welches das Enthaaren folgt. Ersteres geschieht durch Einlegen der Häute in den sogenannten Kalkfässer, einem großen Bottich, der mit Kaltwasser gefüllt ist und in welchem sie so lange verbleiben, bis sich nicht nur die Haare oder die Wolle lösen, sondern auch die fettigen Teile der Fleischseite hinreichend aufgelockert sind, was gewöhnlich in acht bis zwölf Tagen der Fall ist, wenn in der Zwischenzeit der Kalker öfters aufgerührt wurde. Nachdem die fertig gelöschten Felle auf dem Aufschlag gut abgetropft sind, muß der ihnen noch anhaftende Kalk und Sand in reinem Wasser sorgsam abgepült werden, worauf dieselben nach dem Enthaarungsraum gebracht werden, in welchem nun die Haare auf dem Schabebaum mit dem Streichseifen, einer Art doppelgriffigen Messers, durch Schaben entfernt werden. Hierauf gelangen die Felle in die Hände des Beschneiders, der das Kopf- und Schwanzstück, sowie die Vorder- und Hinterfüße, die zur Handschuhfabrikation nicht verwendbar sind, mit einem scharfen Schmitze abtrennt. Nach dem Beschneiden kommen dieselben wiederum in eine Bütte Wasser, die jedoch genügend Platz zu wiederholtem, bequemem Untreiben haben muß, damit sich alle noch etwa anhaftenden Unreinlichkeiten und Haare leicht lösen können. Jetzt werden die Blöcke, wie die so zubereiteten Felle bei den Weißgerbern heißen, einer künstlichen Gärung — von den Franzosen „miso en coulis“ genannt — unterworfen, das heißt sie werden in ein Gemisch von lauwarmem Wasser und Kleie gethan, welches einerseits nochmals zur Entfernung der trotz aller vorhergehenden Behandlung in den Blöcken noch zurückgehaltenen Reste an Kalkseifen und Verbindungen des Kalks mit der organischen Substanz der Haut dient, andererseits aber das Schwellen derselben bewirkt. Diese Schwellung der Blöcke besteht in einem Aufgetriebenwerden, in einem Aufgehen des Hautgewebes, durch welche Lockerung nicht bloß eine größere Geschmeidigkeit erzielt, sondern auch gleichzeitig die Haut für die Aufnahme des Gerbemittels wesentlich geschickt gemacht wird, so daß nunmehr ohne Zögern das eigentliche Gerben vorgenommen werden kann.

Zidelfelle werden nicht wie gewöhnliches Leder, das zu Stiefeln und anderen Gegenständen verwannt wird, mit Lohholz gegerbt, sondern sie kommen in ein großes Fäß, Garfäß genannt, das eine Mischung von Eigelb, Alaun, Weizenmehl und Kochsalz enthält und durch eine Maschine gedreht wird. In dieser Gerberbrühe oder Gare bleiben die Felle etwas über eine Stunde, worauf sie herausgenommen und über Nacht in den Keller gebracht werden, von wo aus sie am nächsten Tage in dem Trockenraum einer Temperatur von 140 bis 160 Grad Fahrenheit unterworfen werden. Trotz dieser intensiven Hitze erfreuen sich die hier beschäftigten Arbeiter einer guten Gesundheit, ja sie nehmen sogar manchmal an Körpergewicht zu. Da die Felle, um durchaus zu trocknen, einzeln auf Schnüren und Stangen aufgehängt werden, so besitzen sie nach dem Trocknen nicht jene Geschmeidigkeit, die dem weihgaren Leder eigentümlich sein soll. Sie sind steif und hart, weil durch die Gerbung in der Gare die Adhäsion der Fasern nicht ganz gehoben, sondern nur wesentlich vermindert worden ist. Um sie wieder geschmeidig und weich zu machen, werden die getrockneten Leder nunmehr gestollt, das heißt sie werden über den konvexen Teil eines bogenförmigen Eisens, der Stolle, der Breite nach hinweggezogen, um sie auszuweichen und alle Falten wegzuschaffen. Damit sie bei dieser Operation nicht zerreißen, legt man sie vorher an einen feuchten Ort oder sprengt sie mit etwas Wasser ein, so daß sie hinreichend zugig werden. Nachdem sie jetzt nochmals angefeuchtet worden sind, schreitet man zum Dreffen oder Ueberlassen der Felle, ein

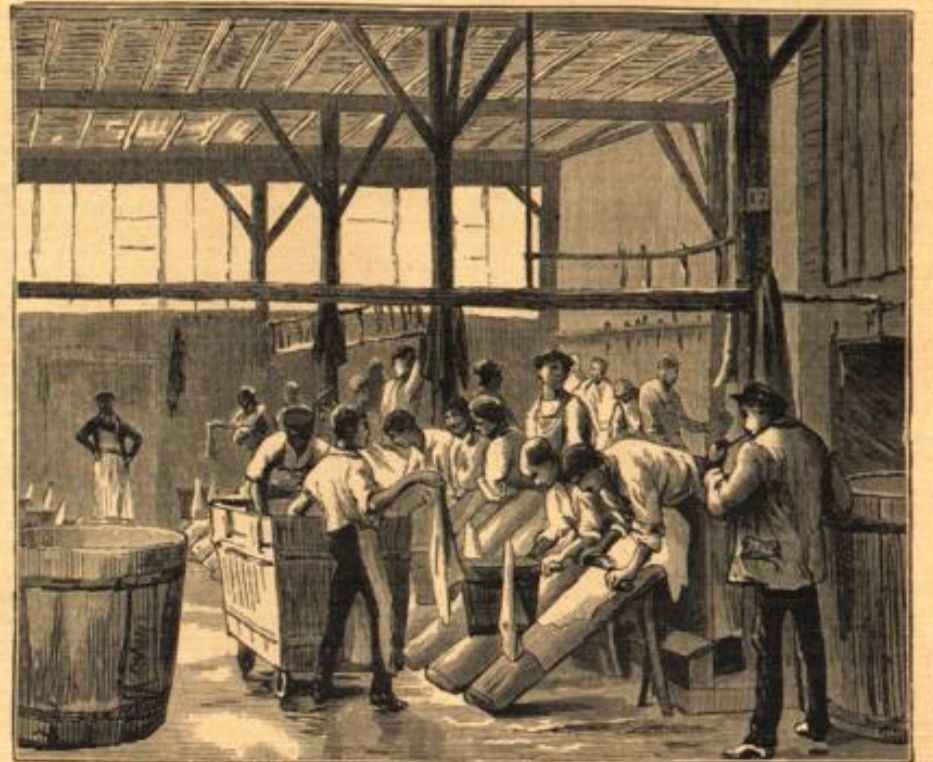
Prozeß, der große Geschicklichkeit erfordert und darin besteht, daß man mit besonders konstruierten Messern das Fleisch Zug für Zug ausschneidet. Das weihgare Leder ist nun fertig und kommt in die Färberei, wo es weiteren Operationen unterworfen wird.

Bevor das Färben vorgenommen werden kann, müssen die Felle gereinigt, das heißt durch Walken oder Treten mit lauwarmem Wasser möglichst gleichförmig durchnäßt werden, zu welchem Zwecke man dieselben in einen großen Kübel mit Wasser bringt, wo sie

von einem Arbeiter so lange mit bloßen Füßen getreten werden, bis keine weißen Flecken mehr an ihnen sichtbar sind. Da sie durch diese Bearbeitung einen Teil der Eisabhang und des Mehles, welchen sie früher durch den Gerberei erhielten, verlieren, so werden sie auf neue mit Eidotter eingerieben, ehe sie der Färber erhält, der sie auf der Anstreichtafel, die



mit einer Zinkplatte bedeckt und etwas schief aufgestellt ist, legt und mittelst eines Streichers von Horn glatt ausbreitet, daß sie keine Falten mehr werfen, worauf er mit einer langhaarigen Bürste eine Pottaschenbeize auf dieselben aufträgt. Nun wird die unterdessen bereitete und gehörig ausgefärbte Farbe mit einer andern Bürste aufgenommen und unmittelbar nach der Grundirung das Fell damit bestrichen. Bei Fellen, die auf beiden Seiten gefärbt werden sollen, wird natürlich ein anderes Verfahren angewandt. In letzterem Falle werden dieselben in einem Farbbade mit den Händen hin und her bewegt, damit sie die Farbe gleichmäßig annehmen; dann werden sie von einem Arbeiter mit Füßen getreten, bis die Farbe des Bades erschöpft ist. Handschuhe, die schwarz gefärbt werden sollen, zeigen nach ihrer ersten Behandlung mit Farbe häufig einen bläulichen Ton, weshalb der Prozeß mehreremale wiederholt werden muß. Um den Glanz der schwarzgefärbten Felle noch mehr zu erhöhen und das Blauschwarz in Schwarzblau überzuführen, werden dieselben „lustrirt“, eine Operation, bei welcher man mit einem in eine Mischung von Öl und Seife getauchten Schwamm über das Leder wegfährt. Nachdem die Felle gefärbt und getrocknet sind, werden sie geschlichtet oder gebimst und ausgestollt, das heißt über das Stollen gezogen, wodurch sie dünner und geschmeidiger werden. Nun werden die zugerichteten und gefärbten Felle nach Qualität und Größe sortiert, worauf sie der Zuschneider erhält, der sie zerteilt. Das Zerteilen hat den Zweck, das Fell in Stücke zu zerschneiden, deren Länge und Breite von der Größe des Felles oder von der



Sorte Handschuhe, die man daraus verfertigen will, abhängt, eine Arbeit, zu der große Geschicklichkeit gehört. Hieraus folgt das eigentliche Zuschneiden der Handschuhe, bei dem drei Einschnitte allemal vier Finger geben. Dann werden die Daumen, Schichteln und Zwickel geschnitten und die Nähte, welche später darauf genäht werden, gezeichnet. Die so zugeschnittenen Handschuhe werden zu Duzenden zusammengebunden, die Schichteln und Zwickeln inwendig, und der Nähterin überliefert, die sie mit einer besonders für diesen Zweck konstruirten Maschine zusammennäht. Diese Arbeit erfordert große praktische Kenntnisse und muß die Arbeiterin vor allem darauf sehen, daß kein fehlerhafter Stich vorkommt und die Handschuhe höchst rein gehalten werden. Nach dem Nähen folgt das Herrichten oder Dressiren der Handschuhe, was ebenfalls eine geschickte und genaue Arbeit erfordert, denn es ist nicht allein genug, daß die Handschuhe gut von Leder, hübsche Farben haben und exakt genäht sind, sondern sie sollen sich den Käufern auch in gefälliger Form präsentieren. Deshalb werden sie zum Schluß noch zu je einem Duzend mit einem Papierstreifen umschlungen und in elegante Cartons verpackt, worauf sie ihre Reise in die Welt antreten.



Die Abstammung der Haushunde.

Ueber die Abstammung der Haushunde und über ihr Verhältnis zu den Wölfen und Schakalen ist schon sehr viel geschrieben und gestritten worden. Einige betrachten den Hund mit Linné als eine besondere zoologische Art (*Canis familiaris*), andere nehmen für die verschiedenen Gruppen von Hunderrassen verschiedene schon in der Vorzeit ausgeforderte Stammarten an, noch andere betrachten Wolf und Schakal als Stammväter der Haushunde. Manche Forscher glauben auch die Fische als Stammväter gewisser Rassen mit in Rechnung ziehen zu müssen.

Professor Rehring von der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, welcher diese Frage in der „Naturwissenschaftl. Wochenschr.“ erörtert, ist durch langjährige Studien an reichem Material zu der Ueberzeugung gebracht worden, daß Wolf und Schakal, oder genauer gesagt: mehrere der noch jetzt lebenden Wolfs- und Schakalarten als die Stammväter der Haushunde zu betrachten sind. Selbstverständlich fällt die Züchtung der betreffenden Wölfe und Schakale in eine weit entlegene Vorzeit, und nur selten wird heutzutage gelegentlich eine direkte, selbständige Züchtung junger Wölfe und Schakale ausgeführt. Doch die Züchtung und Abzucht junger Schakale keine besonderen Schwierigkeiten bietet, steht fest, aber auch mit jungen Wölfen hat man noch kürzlich manche erfolgreiche Versuche gemacht. Was die äußeren Unterschiede zwischen Wolf und Hund betrifft, so führt Professor Rehring aus, daß es ein sicheres Unterscheidungsmerkmal zwischen beiden nicht gibt. Als das beste Kennzeichen des Hundes wird der nach links emporgerückte Schwanz angesehen. Aber erstens gibt es zahlreiche Haushunde, welche den Schwanz für gewöhnlich abwärts hängen lassen und ihn nur im Affekt aufwärts krümmen, zweitens tragen ihn viele Hunde nicht nach links, sondern nach rechts gekrümmt, und drittens gewöhnen sich fast alle Wölfe, welche in der Gefangenschaft aufwachsen und lange Jahre mit Menschen verkehren, das Wedeln und Aufwärtskrümmen des Schwanzes an.

Ebenso hinsichtlich erscheinen die übrigen Unterschiede zwischen den Wölfen und den größeren Hunderrassen, namentlich wenn man nicht nur den gemeinen Wolf von Europa, sondern auch die zierlicheren, schwächeren Arten, wie den indischen, japanischen, mexikanischen Wolf, den Präriewolf und andere zum Vergleich heranzieht, und wenn man vor allem die tiefgreifenden Wirkungen einer Jahrtausende währenden Züchtung berücksichtigt. So ist es zwar richtig, daß bei den Haushunden das Gebiß durchweg schwächer und namentlich die sogenannten Reißzähne kleiner sind, als bei Wölfen gleicher Größe; auch weicht die Schädelform bei manchen Hunderrassen (zum Beispiel beim Bulldogg) wesentlich von der der Wölfe ab. Indessen lassen sich die Abweichungen auf die Domestikation (Beschränkung der Freiheit, veränderte Nahrung, Inzucht und so weiter) zurückführen; denn die in der Gefangenschaft geborenen und aufgewachsenen Wölfe zeigen meist eine deutliche Verkleinerung der Reißzähne und nicht selten auch Abweichungen in der Form des Schädels. Diese und andere Thatfachen, sowie die Beobachtung, daß sich Wölfe mit größeren Hunden kreuzen können und auch die Nachkommen fortpflanzungsfähig sind, zeigen, daß die Annahme einer Entsehung von Haushunden aus Wölfen durch langandauernde Züchtung wohl begründet ist. Daß bei dem Zustandekommen der mannigfaltigen Hunderrassen, welche wir bei den Kulturvölkern finden, Liebhaberei und Sport neben den praktischen Bedürfnissen eine Hauptrolle gespielt haben, ist unverkennbar. Die Naturvölker, welche auf der Stufe des Jäger- oder Hirtenlebens verblieben sind, haben sich im allgemeinen mit ihren urwüchsigen wolfs- oder schakalähnlichen Hunden begnügt und sich nicht bemüht, dieselben umzumodeln.

Seifenblasen.

Wer mit eindringendem Geiste die Natur beobachtet, findet überall Gelegenheit, sich an dem wunderbaren Spiel der Kräfte zu erbauen. So haben die Forscher ältester und neuerer Zeit sich mit den Seifenblasen beschäftigt, aber deren merkwürdige Eigenschaften in der „Nature“ eine Reihe hübscher Versuche mitgeteilt werden. Eine der eigentümlichsten Eigenschaften der

Seifenblasen besteht in ihrem Widerstreben, in eine innige Verbindung mit einander zu treten. Ebenso wie man eine Seifenblase auf dem Kermel eines Rodes aus Sergeestoff tanzen lassen und sogar zusammendrücken kann, ohne sie zu zerstören oder den Kermel zu benehgen, so kann man auch zwei Seifenblasen derartig gegen einander drücken, daß sie gänzlich aus der Form kommen, ohne daß sie sich doch mit einander verbinden. Eine Seifenblase kann in eine andere hineingeblassen werden, und wenn die schwere Tropfen, welche sich am Grunde ansammeln, entfernt werden, so kann man die innere von der äußeren abtrennen und in ihr herumrollen. Hält man die äußere Seifenblase an zwei feuchten Drahttringen fest, so kann man sie so weit auseinander ziehen, daß auch die innere in eine ovale Form gepreßt wird, und doch bleibt die innere Seifenblase frei und unabhängig, und wenn die äußere zerplatzt, so steigt jene munter von dannen. Wenn man die innere Blase mit dem fluoreszierenden Uranin färbt, so schimmert sie grün, während die äußere farblos bleibt, ein Zeichen, daß keine Verbindung und Vermischung stattgefunden hat. Fällt man die innere Seifenblase mit Leuchtgas, so steigt sie in der äußeren in die Höhe und führt dieselbe, wenn man sie losläßt, mit samt dem Drahttringe empor. Läßt man auch in die äußere Leuchtgas hinein, so bleibt die innere inmitten der äußeren schweben. Daß Gase durch das Seifenhäutchen hindurchdringen können, kann man dadurch zeigen, daß man eine Glasblode über eine Seifenblase hält, in welcher eine andere schwebt, und in diese Blode Leuchtgas einleitet. Allmählich dringt das Gas durch die Wand der äußeren Seifenblase hindurch, und insofern sinkt die innere Blase nach und nach herab. Noch einfacher ist folgender Versuch. Man gießt Wasser in ein Gefäß und läßt eine Seifenblase hinein; diese erhält sich schwebend auf den schweren Wetherdämpfen. Allmählich aber dringen letztere in die Seifenblase hinein, und wenn man diese nun entfernt, so kann man sie an einer Flamme entzünden. Nur mittelst Elektrizität kann man zwei Seifenblasen dazu bringen, sich mit einander zu vereinigen. Setzt man nämlich zwei Seifenblasen, die mit ihren Außenflächen gegen einander drücken, dem Einfluß eines nur schwach elektrischen Körpers aus, so fliehen sie augenblicklich zusammen und werden zu einer einzigen Blase; sie wirken somit als sehr feines Elektroskop. Hat man eine Seifenblase in eine andere hineingeblassen, so kann die äußere durch elektrische Einwirkung aus ihrer ursprünglichen Gestalt gebracht werden; die innere aber behält in diesem Falle, auch wenn sie mit der äußeren in Berührung ist, ihre Form. Der bekannte Satz, daß sich die Elektrizität nur auf der Oberfläche eines Konduktors ausbreitet, kann nicht schlagender bewiesen werden, als es durch diesen Versuch geschieht.

Statistische Ermittlungen über den Schauspielersstand.

Das Ergebnis fleißiger, sorgfältig kontrollirter Forschungen teilt Adolf Oppenheim in den „Dramaturgischen Blättern“, dem Organ der Bühnengenossenschaft, mit.

Bis zum 4. Januar 1888, bis zu welchem Zeitpunkt die Statistik abgeschlossen, wurden in Deutschland, Amerika, der Schweiz, Oesterreich und Ungarn 38,428 deutsche Schauspieler, Schauspielerinnen, Sänger, Sängerrinnen, Tänzer und Tänzerinnen und so weiter gezählt. Gegen 19,000, welche Italien, 18,000, welche England, 25,000, welche Frankreich, circa 8000, die Rußland, 3800, welche Rumänien und Serbien aufweisen. Von den 38,428 deutschen Schauspielern gehört — wir wollen dies vorweg mitteilen — beinahe ein Drittel zu demjenigen Teil, welcher Studien gemacht, das heißt, welcher mehr als die gewöhnlichen Volksschulklassen absolvierte und der aus Liebe zur Kunst dem Studium Ballet gelangt und sich dem Theater widmete. Darunter sind nahezu 400 Schauspieler, Sänger, Dramaturgen (auch ein Tänzer), welche den Doktorhut erworben, oder als Lehrer an öffentlichen oder Privatinstitutionen thätig waren. 631 Schauspieler, Schauspielerinnen, Sänger, Sängerrinnen und so weiter, welche als Romancisten, dramatische Schriftsteller oder für Journale thätig sind, und zwar, wie hier ausdrücklich hervorgehoben werden soll, auch für wissenschaftliche. 583 Schauspieler, Sänger, Dramaturgen, welche das Staatsexamen abgelegt. 1861 Lehrerrinnen und Präparandinnen, Erzieherinnen, welche sich der Schauspiel- und Gesangs Kunst gewidmet (fünf Tänzerinnen). Dem Kaufmannstande gehörten 13,004 Schauspieler, Sänger und Tänzer an, die zumest die Volksschule, auch das Realgymnasium absolvierten. Der übrige Teil muß dem Handwerkerstande zugehört werden.

Wir finden unter den Schauspielern, Sängern und Tänzern alle Handwerkskategorien vertreten: Schuster, Schneider, Schlosser, Drechsler, Tapeziere, Bäcker, Buchbinder, Kürschner, Fleischer, Metzger, Kutcher, Posamentierer, Maschinenbauer, Wäschfeger, Wasser- und Gasleitungsmaschinen, Buchdrucker, Schornsteinfeger, zwei Pfisterer, vier Gärtner, 43 Weber, 61 Barbier, Friseur und so weiter. Am wenigsten sind beim deutschen Theater im Verhältnis Apotheker, Landwirtschaft und das Forstfach vertreten. Hingegen stellt das Postfach wie die Beamtenwelt überhaupt ein bedeutendes Kontingent.

Von den Schauspielerinnen, Sängerrinnen, Tänzerinnen haben nahezu die Hälfte nur die gewöhnliche Schulbildung genossen, respektive höhere Töchterschulen absolviert. Dieselben widmeten sich dann direkt der Bühne. Außer den Schauspielerkindern, die ja in ihrer zartesten Jugend meist schon die Bretter betreten, widmeten sich die Damen vom sechzehnten und siebenzehnten Jahre der Bühne, vom achtzehnten und zwanzigsten Jahre der Gesangs Kunst. Nur sehr wenige (im ganzen wurden 43 gezählt) widmeten sich vom dreißigsten Lebensjahre ab dem Theater, während die Herren vom achtzehnten Jahre ab gewöhnlich zum Theater gehen.

Nahzu Dreiviertel der Schauspielerinnen haben vorher Theater-schulen besucht, oder bei dramatischen Lehrern oder Lehrerinnen, oder in Konservatorien, bei Gesangslehrern und Lehrerinnen Unterricht genommen. Auch bei den Schauspielerinnen finden wir verschiedene Branchen vertreten: Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Modistinnen und so weiter. Eine Anzahl davon (22) wurde im Letzterem für die Buchdruckerkunst ausgebildet.



Aus allen Gebieten.

Entfernung von Vergoldungen.

Bei der Benützung eines der folgenden Verfahren bleibt es sich gleich, ob die Sachen im Feuer oder galvanisch vergoldet sind. Man kann, nach dem „Metallarbeiter“, die Entgoldung mittelst galvanischer Batterie, mit Säuren oder aber, wenn die Form des Gegenstandes dieses leicht zuläßt, mittelst Abschaben vornehmen. Beim Entgoldn mittelst Batterie verfährt man folgendermaßen: Man hängt den Gegenstand an Stelle der Anode in ein fast unbrauchbar gewordenes altes Goldbad, nachdem man dasselbe erwärmt hat. An Stelle der Ware dient am besten ein auf irgend eine Art isolirtes Stück Kupferblech. Das Gold wird, nachdem der Strom kurze Zeit gewirkt hat, gänzlich von der Ware entfernt sein. Man gewinnt das Gold wieder, indem man die Entgoldungsfähigkeit mit der doppelten Menge Wasser verdünnt und sodann eine Lösung von Eisenvitriol zusetzt. Das Gold wird in Pulverform niedergeschlagen und kann nun wieder eingeschmolzen werden. Zweitens kann man das Gold durch Eintauschen des Gegenstandes in ein Gemisch von 200 Gran Schwefelsäure, 40 Gran Salzsäure und 20 Gran Salpetersäure gewinnen; das Gold löst sich hierin langsam auf. Die Gegenstände sind stets trocken in das Säuregemisch zu bringen. Zur Wiedergewinnung verdünnt man dieses Säuregemisch mit der zehn- bis zwanzigfachen Menge Wasser und setzt eine Lösung von schwefelsaurem Eisenoxydul zu. Das Gold wird auch hier in Pulverform niedergeschlagen und kann ebenfalls eingeschmolzen werden. Hat der Gegenstand eine Form, bei welcher das Abschaben möglich ist, so kann man die beim Abschaben mit entfernten Kupferspäne durch Salpetersäure abscheiden und das Gold dann einschmelzen.

Ueber die Beschaffenheit der algerischen Sahara.

teilt Henri de Saussure, wie die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ ausführt, nach seinen Erfahrungen während einer Exkursion in dieselbe folgendes mit: Die Sahara besteht aus Sanddünen und bewachsenem Flachland. Kleine Gebirge, welche an Rhododendron erinnern und mannigfaltige niedere Pflanzen bedecken die Ebene. Von Tieren finden sich namentlich Eidechsen und Rennmäuse (Gerbillen). Insekten sind selten und nur in der Umgebung von Quellen. Das die Ebene begrenzen Gebirge senkt sich gleichsam von der Hochebene von Batna hernieder, und man gewinnt den Eindruck, als ob dasselbe nur durch gewaltige Erosion der Wälder der Hochebene infolge der Wirkungen eines die Sahara ehemals bedeckenden Wassers gebildet sei. Am Fuße des Gebirges entspringen Quellen, welche sich bald vereinigen und im Flachlande mit Schilf bewachsene Lachen bilden. Die Tiefen des Ghots in der Gegend von Biskra liegt 20 Meter unter dem Meeresspiegel und ist salzhaltig. Wasser gibt es dort nicht, sondern die Ebene ist in den niedrigeren Partien mit einer Salzkruste und gefährlichem Schlamm bedeckt. Trockene Flußbette, welche von allen Seiten in den Ghots zusammenlaufen, sind nur nach heftigen Unwettern, die sich im Gebirge entladen, mit Wasser gefüllt, welche das mitgeführte Salz in den Ghots sich ablagern läßt, nachdem die Wärme das Wasser schnell in Dunst verwandelt hat. Die in dieser Tiefen anzulegenden artesischen Brunnen liefern eine reichliche Wassermenge. Obgleich das Wasser stets salzhaltig ist, so ist es dennoch trinkbar und schadet der Vegetation nicht. Das am Fuße der Berge hervorquellende Wasser bringt häufig kleine Fische und Krabben (Pelphusa) an die Oberfläche. Die Fische sind denen gleich, welche in den Gebirgsbächen leben, und die Krabben kommen sonst nur in den Salzlagern am Meere vor. Es müßten also lange Kanäle im Innern der Bergmasse existiren, durch welche die Tiere den Weg nehmen, und nicht bloß durchlässige Schichten. Die Däsen, welche um die künstlichen Brunnen und Quellen entstehen, sollen möglichst vermehrt werden, wozu sich eigens Gesellschaften gebildet haben. Herr de Saussure meint, es sei sinnlos, die Sahara, beziehungsweise das Gebiet des Ghots vom mittelländischen Meere aus vermittelt eines Kanals zu bewässern, wie ehemals projektirt war, denn das Meerwasser würde bald verdunsten und die abgelagerte endlose Salzkruste das Land nur verschlechtern. Daß die Sahara früher bewohnbarer gewesen als jetzt, beweisen die prähistorischen Reste der Steinzeit, welche an den Rändern des Rhiv und auf seinen geringen Höhen gefunden werden.

Die Behandlung der Wäsche schwindkräftiger Kranken.

Man desinfiziert Leib-, Bettwäsche und so weiter von Schwindkräftigen durchaus rationell, wenn man solche mit kaltem Wasser und ziemlich viel dunkler Schmierseife im Waschseffel bis zum Kochen bringt, dann auswäscht und hernach in einer frischen, kochenden Brühe wieder mit viel Schmierseife und, wenn man will, etwas Soda mindestens ¼ Stunden lang kocht, sodann fertig macht, wie jede andere Wäsche. — Das ganze Kochen in obiger Weise entzieht alle Ansteckungshoffe für immer.

Um bei oberflächlichen Brandwunden den Schmerz sofort zu lindern,

empfiehlt M. Dubois, auf die afficirte Stelle langsam, aber für längere Zeit einen Strahl aus einem Siphon von Selterswasser rieseln zu lassen. Einmal die Kälte und dann die Kohensäure sollen diesen glänzigen Effekt hervorruhen.

San Franzisko.

Für den neugierigen Reisenden gibt es in Amerika wenig interessantere Städte als San Franzisko, denn die westliche Metropole ist fast die einzige mit einem wirklich eigentümlichen Gepräge. Amphitheatralisch auf dem Abhänge eines Vorgebirges, das sich zwischen dem großen Ozean und einem der schönsten Meerbusen der Welt, der Bai von San Franzisko, erhebt, bietet das Ganze eines der herrlichsten Landschaftsbilder der Erde dar. Dreimal niedergebrannt (am 24. Dezember 1849, Schaden: 1,500,000 Dollars; am 14. Juni 1850, Schaden: 5 Millionen Dollars; am 15. Mai 1851, Schaden: 10 Millionen Dollars), zeigt die 1847 kaum 500, heute 300,000 Einwohner zählende Stadt einen fabelhaften, selbst für Amerika überraschenden Aufschwung, wie ihn ähnlich nur etwa Chicago aufzuweisen hat. Die Bauart der Stadt ist durchaus regelmäßig, da sämtliche Straßen sich rechtwinklig schneiden und sich hin und wieder zu großen Plätzen erweitern. Unsere Illustration läßt die Leser einen Blick in eine der Hauptverkehrsadern der Stadt, die Kalifornien-Street, thun, welche die Monumentalbauten der Börse wie mehrere großer Bankinstitute zu einer der schönsten der an Prachtbauten sehr reichen Stadt gemacht. Unter den Parkanlagen ist der Golden Gate-Park am Osteingang (Golden Gate = gol-

denes Thor) wegen seiner unvergleichlichen Scenerie weltbekannt geworden. Einen besonders eigentümlichen Charakter gibt der von ihrer Gründung an kosmopolitischen Stadt das Chinesenviertel oder die Chinastadt (China-Town) mit ihrem Labyrinth von engen, dunklen Gäßchen, ihren Spielhäusern, Opiumbuden

man die Schläfer in einfachen Erdlöchern liegen, deren Wände mit schlecht verbundenen Brettern bedeckt sind. In diese Keller steigt man auf schwankender, zerfallener Treppe hinab und muß bei nassem Wetter durch einen Sumpf waten. In besseren, etwas kostspieligeren „Hotels“ werden den müden Gästen Hängematten geboten; nie aber hat ein Chinese ein Zimmer für sich allein, oft schlafen bis zu zwanzig in einem kleinen Raum, dessen ohnehin fürchterliche Atmosphäre durch Opiumrauch noch mehr verpestet wird.

Besucht man die Kneipen des Viertels, so findet man eine Art von Halbkeller mit nackten, schmutzigen Mauern. Um einen alten Tisch, von einigen Talglöchern kümmerlich erleuchtet, sitzen die Gäste, Domino spielend und den Kopf auf die Hand gestützt, mit fieberhafter Ungeduld dem Klapperräuschen der großen hölzernen Täfeln folgend, die als Dominosteine dienen. Unförmlich dicke, schmierige Weiber besorgen die Bedienung. Betritt man ein gewöhnliches



From Harper's Magazine.

Kalifornien-Street in San Franzisko.

Copyright, 1883, by Harper & Brothers.

und Götzentempeln. Ein Fremder, der sich allein da hineinwagt, worin eine fast ebenso gefährliche Bevölkerung wie die der berücktesten Quartiere Londons wohnt, würde schwerlich ungeschädet herauskommen. Die Polizei jedoch wird hier außerordentlich respektiert, alle Thüren öffnen sich vor derselben, alle Fragen werden sofort beantwortet.

Besucht man, mit der leicht zu erwerbenden Begleitung eines Konstablers, die Logihäuser der chinesischen Arbeiter, so findet

Restaurant, so sieht man die langbezopften Gäste an kleinen Tischen sitzen, mit ihren Stäbchen Reis essend oder auch Suppe mit porzellanenen Löffelchen; im Hintergrunde liegen Opiumraucher auf Matten. In besseren Lokalen findet man dieselben Götter, dieselben Speisen, aber statt der Talglöcher vergoldete Laternen, die Mauern mit chinesischen Malereien in schreienden Farben bedeckt, die Opiumraucher im Hintergrunde auf bunten Teppichen. Ein Blick in einen der zahlreichen chinesischen



From Harper's Magazine.

Einfahrt in die Bai von San Franzisko.



From Harper's Magazine.

San Franzisko, vom Meere aus gesehen.

Tempel weist eine jämmerliche Bretterbude, worin vor einem Götzen, der die Gewalt haben soll, jeden mit schlimmen Absichten Eintretenden sofort in Staub zu verwandeln, eine ewige Lampe brennt. Eine hölzerne Kasse, die einen alle bösen Geister verjagenden Tiger darstellen soll, steht vor einem Altare, auf dem sich mehrere ungeheuerliche Götzenfiguren befinden. Man darf alle diese Gottheiten berühren, nur nicht den Tiger; auch kann man für etwa eine Mark Gebetettel kaufen, deren tabbalistische Worte Sündenvergebung bewirken. Einige Schritte weiter und rechts und links öffnen sich verdächtig aussehende dunkle Gassen, in denen der Abfall der über 100,000 Köpfe zählenden

chinesischen Bevölkerung haust. Kehren wir um — wohl dem, der mit heiler Haut dies Ghetto von San Franzisko hinter sich hat!

Ansteckung durch die Farbe der Kleider.

Daß die Kleiderfarbe einen Einfluß auf die Ansteckung ausübt, dürfte nicht vielen bekannt sein, und doch hat es damit, nach angestellten Ermittlungen, seine volle Richtigkeit. So ist

es beispielsweise gefährlich, in Räumen, in denen sich Ansteckungsstoffe befinden, dunkle Kleider zu tragen, denn diese sind der Ansteckung mehr ausgesetzt als helle Gewänder. Wenn man, um nur ein Beispiel anzuführen, dessen unfehlbare Wirkung jeder mit Leichtigkeit selber prüfen kann, einen hellen und einen dunklen Rock fünf Minuten lang starkem Tabakdampf aussetzt, so wird man gewahren, daß der dunkle Rock weit stärker nach Tabak riecht als der helle, und daß der Geruch auch länger an ihm haften bleibt.



Der Sieger. Gemälde von William Strutt.

Veröffentlicht mit Erlaubnis des Eigentümers Mr. J. P. Mendoza, St. James Gallery, King-Street, St. James, London.



# Humoristische Blätter

## Anekdoten und Witze.

### Auch eine Hochzeitsreise.

Ein junger Beamter der Pariser Leichenbestattungsanstalt (Entreprise des pompes funebres) hatte seiner ihm eben erst angetrauten Gattin versprochen, mit ihr eine Hochzeitsreise nach Spanien zu unternehmen; im letzten Augenblick wußte er sie aber zu bewegen, ihre Einwilligung zu geben, daß er sie statt ins Land der Kastanien nach Florenz führe. Als sie abreisten, sah die Frau mit Bewunderung, daß er auf den Wagen, der sie nach Italien bringen sollte, einen Koffer laden ließ, der eine eigentümliche Gestalt hatte.

„Was ist da drin?“ fragte sie neugierig.

„Kleinigkeiten,“ antwortete der Gatte ausweichend.

„Ich errate,“ dachte die junge Frau, „er wird mich mit etwas überraschen wollen.“ Und fort ging's, über Marseille, Toulon, Genua, Livorno — in rasender Eile. Fast nirgends hielten sie sich auf, kaum nahmen sie sich Zeit zum Essen.

„Wir halten uns auch hier nicht auf?“ fragte zuweilen die Frau.

„Erst in Florenz!“ tröstete der Gatte, „dort wirst Du Wunder sehen, Gemälde, Bildsäulen...“ Endlich waren sie in Pisa. Dort erwartete sie ein Wagen, mit zwei schwarzen Pferden bespannt; man lud wieder den Koffer darauf und langsam fuhr der Wagen weiter.

„Wir reisen jetzt sehr langsam,“ bemerkte die Frau.

„Man reist in Italien nicht anders!“ erwiderte der Gatte.

„Schau!“ rief sie plötzlich, „eine Prozession!“ In der That bewegte sich ein langer Zug mit Priestern an der Spitze auf der Straße. Chorherren waren dabei, welche Wachskerzen und Räucherfässer hielten, gefungen wurde auch, und einige hielten eine Fahne hoch empor.

„Die hätten auch ruhig bleiben können,“ sagte der Gatte ärgerlich. Bald holte der Wagen den Zug ein und nun wurde es plötzlich dunkel in dem Gefährt. Die junge Hochzeitsreisende öffnete ein Fenster, um zu sehen, ob es auch draußen so finstern sei; und sie sah nun mit Schauern, daß ein schwarzes Tuch über den Wagen geworfen war. Sie lästete das Tuch ein wenig und erblickte eine Menge Leute um den Wagen herum, welche Fackeln trugen und ein „De profundis clamavi a te, Domine!“ sangen. Die Haare standen ihr zu Berge. Ohne sich Zeit zu nehmen, ihren Mann zu fragen, was denn da vorgehe, stürzte sie angstvoll aus dem Wagen, den sie von unten bis oben besah. Auf dem Koffer blieben ihre Blicke haften; er war mit Immortellenkränzen über und über bedeckt.

„Um's Himmels willen, was ist das?“ rief sie im höchsten Schreck und fiel in Ohnmacht. Später erfuhr sie, daß der Koffer ein Sarg war, der die Leiche eines in Paris verstorbenen italienischen Patrioten in sich barg, und daß die „Entreprise des pompes funebres“ es auf sich genommen hatte, den Verstorbenen in sein Vaterland zurückzuschaffen. Der junge Beamte hielt die Gelegenheit für günstig, unentgeltlich mit seiner Frau eine Hochzeitsreise zu machen.

### Aus den Bädern.

Bei seiner Ankunft in einem vornehmen Badeort trifft Herr A. die Familie B., welche eben im Begriffe ist, mit Ead und Bad nach Berlin zurückzukehren.

A.: „Was, Sie ziehen schon wieder in die Stadt zurück? Die Badezeit ist doch noch lange nicht vorüber.“

B. (der bereits keine beiden Töchter verlobt hat): „Was soll ich noch länger hier thun — ich hab' ja schon ausverkauft!“

### Gut gemeint.

„Aber Johann, sind Sie verrückt! Was fällt Ihnen ein, mich zu küssen!“

„Ich hab' halt denkt, gnä' Frau macht heut so a traurig Gesicht — geh, heiterst je halt a bißel auf!“

## Neue Würfelspiele

von  
M. Raymond.

### VII. Brezeljunge.

Brezeljunge mit langem Stab  
Wandert die Straßen wohl auf und ab,  
Bietet die knusprige Ware aus;  
Wenn der Stab leer ist, geht er nach Haus.  
Wer den „Brezeljungen“ bestimmt,  
Eilends zur Hand den Becher nimmt,  
Läßt drei Würfel rollen daraus,  
Wählt als „Stab“ den größten sich aus.  
Zu der Summe der andern zwei  
Fügt er dann eine Null noch bei;  
So ergibt sich die Brezelzahl,  
Die ihm aushalt der Prinzipal.  
Diese nun abzusehen geschwind,  
Gleichviel Augen erforderlich sind;  
Brezeljunge beflissen sei,  
Daß er hübsch prompt sie schaffe herbei.  
Mit den drei Würfeln immerzu  
Emsiglich Wurf um Wurf er thu'.

Sorge, daß keiner sein Ziel verfehlt,  
Denn die Würfe werden gezählt  
Und vergebens der Junge sich quält,  
Wenn die Stabzahl beim Wurfte fehlt.  
Ist die Zahl des „Stabes“ dabei,  
Multipliziert sie die andern zwei;  
Ist dieselbe gar zweimal vorhanden,  
Rechnet sie zweifach den Multiplikanden;  
Falls sie im „Kleeblatt“, so leert sich der Stab,  
Schmunzelnd drückt sich der Brezelnab.  
Reicht's nicht ihm der Wurf nicht schwer  
Und er bedarf der Brezeln oft mehr,  
Als am Stabe vorhanden noch sind;  
Alsdann lauf' er zum Meister geschwind,  
Lasse den Stab sich aufs neue bedenken,  
Eile, vor allem den Kussfall zu bedenken,  
Und mit dem Rest verfahr' er wie früher,  
Nur mit der Stabzahl spare die Wäh' er,  
Lasse sie jedesmal stehen fortan  
Bis er das Ziel, das ersehnte, gewann.  
Schließlich entscheidet der Würfe Zahl,  
Wer sich zur Strichverleihung empfahl;  
Dem, der am meisten sich hat bemüht,  
Hier, wie immer, das Dornreis blüht!

### Beispiel:

A als erster Brezeljunge wirft 1, 1, 3. Die Stabzahl ist 3, die Brezelzahl  $1 + 1 = 2$ , Null angehängt = 20.

1. Wurf: 3, 3, 6. ( $3 \times 6 = 18$ , nochmals  $3 \times 6 = 18$ , macht zusammen 36.) A muß also nochmals 20 Brezeln an den Stab nehmen und davon zunächst die 16 überzähligen abgeben, folglich bleiben 4 Brezel abzuwerfen. Die Stabzahl 3 bleibt liegen; da sie zweimal vorhanden ist, wirft A nur noch mit einem Würfel.

2. Wurf: 4, 3, 4. ( $3 \times 4 = 12$  und noch einmal  $3 \times 4 = 12$ , macht zusammen 24.) 20 Augen sind überzählige, das ist genau ein Stab voll, A ist also fertig und schreibt 2 Würfe = 2. B als zweiter Brezeljunge wirft 2, 2, 5. Stabzahl ist 5, Brezelzahl  $2 + 2 = 4$ , Null angehängt = 40.

1. Wurf: 4, 4, 4. Unglücklich.  
2. Wurf: 1, 2, 4. Unglücklich.  
3. Wurf: 3, 5, 6.  $3 + 6 = 9 \times 5 = 45$ . Es werden 40 neue Brezeln auf den Stab genommen, 5 davon abgegeben, bleiben 35 abzuwerfen. Die 5 als Stabzahl bleibt liegen, B wirft nur noch mit zwei Würfeln.

4. Wurf: 4, 5, 5. ( $5 \times 4 = 20$ , dazu nochmals  $5 \times 4 = 20$ , zusammen = 40.) Abermals werden 40 neue Brezeln auf den Stab genommen und 5 davon abgegeben. Die beiden Fünfer als Stabzahl bleiben liegen, B wirft nur noch mit einem Würfel.

5. Wurf: 5. Dreimal die Stabzahl macht leeren Stab. B ist fertig und schreibt 5 Würfe = 5.

In ähnlicher Weise vollendet C in 3 Würfen, D in 8 Würfen seine Aufgabe. Schließlich wird abgerechnet.

A	B	C	D
2	5	3	8

hat  
Würfe geschrieben, D erhält somit den Strich.

## Bilderrätsel.



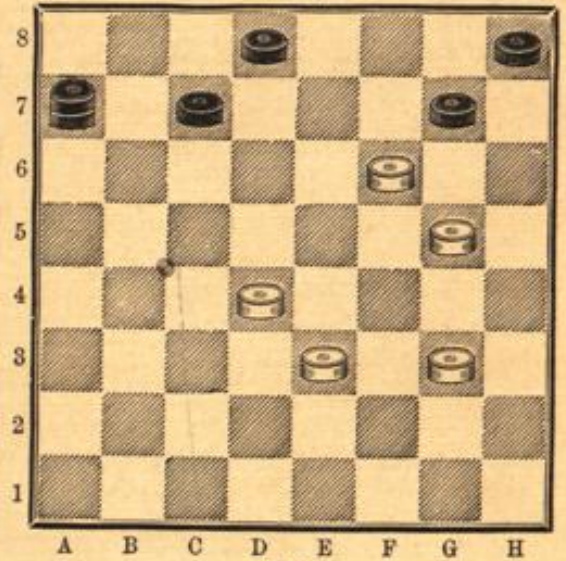
### Auflösung des Bilderrätsels Seite 174:

Feuer im Herzen gibt Rauch im Kopf.

## Damespiel.

### Aufgabe Nr. 4.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

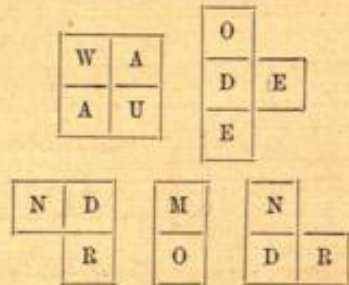
### Auflösung der Damenspiel-Aufgabe Nr. 3, Seite 150:

Weiß.	Schwarz.
1) E5 - F6 . . . . .	1) D, A3 - C1 †.
2) H6 - G7 . . . . .	2) F8 - H6 †.
3) F6 - G7 . . . . .	3) H6 - F8 †.
4) G5 - H6 . . . . .	4) D, C7 - G3 †.
5) H2 - F4 † . . . . .	5) D, C1 - G5 †.
6) H6 - F4 † . . . . .	6) F8 - G7 oder E7.
7) F4 - G5 oder - E5 gewinnt.	

(Wenn Schwarz in den einzelnen Fällen anders schlägt, macht Weiß dieselben Züge, die hier angegeben sind, so daß dieselbe Schlusstellung herbeigeführt wird.)

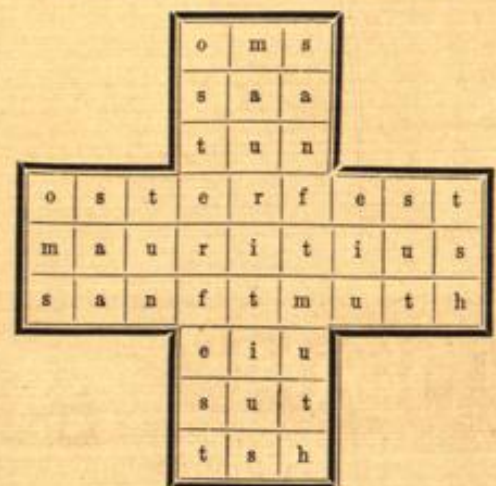
## Geometrische Kombinationsaufgabe

von  
Kudi v. Warnkenhagen.

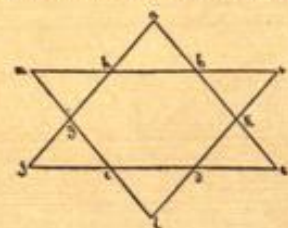


Aus obigen fünf Stücken ist ein Quadrat zu bilden, dessen Horizontal- und Vertikalreihen korrespondierend dieselben Wörter geben, welche einen Himmelskörper und drei Flüsse nennen.

### Auflösung des Homogramms Seite 174:



### Auflösung der Ausrechnungs-Aufgabe Seite 26:



a, b, k, c      m, h, b, i  
c, d, e, f      l, k, d, l  
f, g, h, a      l, e, g, m

Auflösung des Rätsels Seite 174:



Und ist mein Herzlieb gestorben, Und hat verlässt die Erde, Das Haat' ein Herz wohl brachen, Das Herz im Leid entzwei, Den Vater, die Brüder, die Liebe, Den Freund verließ das Grab: So bist du, Marie, mein alles, Was ich im Leid noch hab'.

Und woll' n' sie die Hart' mir verschlagen, Fähr' wohl denn Ruh und Schmerz; So mögen sie mich begraben, Sie haben gedrohen mein Herz Mein Herz und meine Marie, So singt er's Schwanenlied! Ade, du schöne Erde! Der letzte Staufe schied.

Aus: „König Enjols Tod“. Von Zimmermann.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. L. Froch. Noch immer von dem Abonnenten in New-Jersey hinsichtlich des Austausch der Schmetterlinge keine Antwort. Und sind auch nur die Chiffren bekannt.

Hrn. Anna K. Ganz hübsch, aber doch mehr für den Familienzirkel.

Hrn. G. B. in Rülheim. Ueberreichen Vorrat, deshalb leider nicht in der Lage.

J. J. im Erzgebirge. Und ist ein solches Journal oder Buch nicht bekannt. Wenden Sie sich an die Verlagsanstalt von F. Hirtz & Sohn in Leipzig.

Hrn. A. L. in Limburg. Es liegt gänzlich außerhalb des Kreises unserer Erfahrungen.

Hrn. F. T. Müller in R. Da müssen Sie beim dortigen Telegraphenamten anfragen.

Hrn. C. Wagner in W. Elektrische Batterien jeder Konstruktion können Sie durch die Firma G. Leubolds Nachfolger, Lager physikalischer und chemischer Apparate, in Köln a. Rh. beziehen.

Junger Abonnent in D. 1) Der ermäßigte Preis des gebundenen Jahrgangs 1884 der „Illustrierten Welt“ ist 5 Mark. 2) Unter besonders günstigen Umständen, ja — sonst nur bis zum Feldwebel.

Hrn. G. Kammer in Potsdam. Es ist sehr schwierig, unter den heutigen Verhältnissen in Paris sich dies zu beschaffen. Lassen Sie sich auf einer Staatsbibliothek die letzten Jahrgänge des „Magazin Pittoresque“ von Edouard Charton (Paris) geben. Vielleicht finden Sie darin das Gewünschte.

Frau Ottilie Lange in M. Es wird beim Einmischen der Früchte viel Mißbrauch mit Salicylsäure getrieben, um Zucker und Feuer (Einlösen) zu sparen. Das ersparte Geld erhält hundtief der Arzt, denn Salicylsäure ist durchaus nicht so unschädlich, als die Hausfrauen meinen. Eine Messerspitze voll auf ein Gefäß, das 5 Liter Eingelöstes enthält, ist reichlich genug.

Abonnent in Gotha. Benzin thut gewöhnlich diese Dienste, freilich die Ringe, welche sich bei dem farbigen Seidenstoff bilden, müssen sehr sorgfältig entfernt werden. Das gelingt oft schwer.

Richtige Redaktionen von Wärsen, Ketsus, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Fr. Marie Kellner, Prag; Helene, Karlsruhe; Camilla Bedrenz, Berlin; Ottilie Jante, Kiel; Bertha Rierow, Bielefeld; Helene Kangel, Breslau; Ottilie Wardein, Bremen; Hannah Karst, Bamberg; Emil Wehler, Straßburg; J. R. Reiger, Lucjanowau, S. Kaiser, Remscheid; Fr. Reiffmann, Frankfurt a. M.; A. D. Kaner-Maurer, Winterthur; K. Keller, Innsbruck; G. Kellner, Prag; O. Mitscha, Wien; D. Käber, München.

Anfragen.

6) Wer kann sichere Auskunft darüber geben, ob mit Anilinfarben grau und rot gefärbte baumwollene Zeicostoffe im Tropenlima sich färbten? Abonnent in Chemnitz.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Tantje Verbrügge.

Roman

von

Theodor Duimichen.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

In diesem Roman offenbart sich ein Erzählertalent ersten Ranges von einer Kraft und einem Glanz der Darstellung, die den Leser wahrhaft hinreißt und bezaubert. Der Autor, mitten im großen Weltleben stehend, schildert die niederländische Gesellschaft ebenso wahr wie interessant und läßt einen jungen Deutschen sich in diesem Strudel zu Glück und Unseln emporging. Dabei machen wir die Bekanntschaft seltsamer Typen dieser widerprüchsvollen holländischen Gesellschaft, thun tiefe Wiede in das Treiben mannigfacher Menschenklassen der großen niederländischen Handelsstadt und lernen ein interessantes Stück Leben kennen, indem wir uns dabei außerordentlich amüsieren und prächtig unterhalten.

In beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Advertisement for Rudolf Mosse Anzeigen (Advertisements) with details about insertion rates and contact information for various cities.

Advertisement for 'Klatsch' (Gossip) Berliner Tageblatt, featuring a large stylized 'K' logo and text about its content and subscription details.

Advertisement for 'Cognac' featuring a large stylized 'M' logo and text about the export quality and price.

Advertisement for 'PEGLI' Winterkurort bei Genua, including details about the Grand Hotel and the location's benefits.

Advertisement for 'CRÈME SIMON' featuring an illustration of a woman's face and text describing its skin benefits.

Advertisement for 'Cognac' featuring a large stylized 'C' logo and text about the export quality.

Advertisement for 'Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk' featuring an illustration of a shoe and text about the quality and craftsmanship.

Advertisement for 'Bart-Erzeuger' (Beard Producer) featuring portraits of a man before and after using the product.

Advertisement for 'Rheinwein' (Rhine Wine) featuring a large stylized 'R' logo and text about its quality.

Advertisement for 'von Zimmermann'sche Naturheilanstalt' (Zimmermann's Natural Healing Institute) featuring text about its medical services.

Advertisement for 'Glück bei Damen' (Luck for Ladies) featuring an illustration of a woman and text about 'Mustaches-Balsam'.

Advertisement for 'Zauber-Apparate' (Magic Apparatus) featuring an illustration of a magic lantern and text about its features.

Advertisement for 'Cassetten mit Papierfüllung' (Cassettes with Paper Filling) featuring an illustration of a cassette and text about its price and quality.

Advertisement for 'Armour & Co.'s' featuring an illustration of a meat extract can and text about its nutritional value.

Advertisement for 'Anzugstoffen' (Suit Materials) featuring text about the quality and variety of fabrics.

Advertisement for 'Spezialarzt Dr. med. Meyer' (Specialist Dr. Meyer) featuring text about his medical services.

Advertisement for 'Reizende Neuheit' (Exciting Novelty) featuring an illustration of a lamp and text about its features.

Advertisement for 'Musik-Instrumente' (Musical Instruments) featuring text about the quality and variety of instruments.

Advertisement for 'Tragbare Oefen' (Portable Stoves) featuring an illustration of a stove and text about its safety and efficiency.

# Van Houten's Cacao.

## Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à  
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

**ungegypste Natur-Weine**  
von **Oswald Nier**  
Hauptgeschäft **BERLIN**

französische Weinbereitung  
Chemisch-physiologische Garantie  
keine Sulfur-Verunreinigungen

**Photographische Apparate.**  
Als Spezialität empfehlen wir den von uns konstruirten **Conrifen-Apparat** in Kabinetform, komplet zum Preise v. 20 Mk. 50 Pf. Preis-Contant und Nachzahlung gratis u. franko.

**Joh. Sachs & Co.,**  
Berlin S., Ritter-Str. 88.  
Erlaube Trodenplattenfabrik Deutschlands.

**Guter Rat ist Goldes wert!**  
Die Wahrheit dieser Worte lernt man besonders in Krankheitsfällen kennen und darum erhält Richters Verlags-Anstalt die herzlichsten Dankschreiben für Zusendung des illust. Buches „Der Krankenfreund“. In demselben wird eine Anzahl der besten und bewährtesten Hausmittel ausführlich beschrieben und gleichzeitig durch beigedruckte Berichte glücklicher Geheilte bewiesen, daß sehr oft einfache Hausmittel genügen, um selbst eine veraltete Krankheit in kurzer Zeit geheilt zu sehen. Kein Kranter sollte verheimlichen, mit Postkarte von Richters Verlags-Anstalt in Leipzig oder New-York, 310 Broadway, einen „Krankenfreund“ zu verlangen, durch dessen Zusendung keinerlei Kosten entstehen.

**Musikalischer Hausfreund.**  
Blätter für ausgewählte Salonmusik. Monatlich 2 Nummern (mit Textbeilage). Preis pro Quartal 1 Mk. Probennummern gratis und franko.  
C. A. Koch's Verlag, Leipzig.

**Baufach. Brieflicher Unterricht.**  
Ankunft kostenlos. Dir. Hiltenscher in Hildesheim.

**Gratis** n. fr. versende Katalog üb. m. reichh. Verlag. Größte Ausw. in Kl. Lastsp., Posse, kom. Szenen, Fastnachtssp., Pantomimen, Schattenspiel, leb. Bildern, Complots, Prologen, Cotillon-Touren etc.  
**G. Kramer, Buchhandl., Hamburg 4.**

**Unübertreffliche Neuheit!**  
**Clarabella**  
Clarabella Mk. 24 incl. 6 Stücke  
Neuzeitmusikwerk nur gegen wechselfähiger Musik Friedrichstr. 160 Cassa  
mit Glockenbegleitung BERLIN  
Illustr. Catalog gratis franco.  
Extra Musikstücke auf Bronce-Cylinder à 6 Stücke Mk. 5.

Der größte Feind der Menschheit ist der Zahnschmerz und nicht anstehend den Menschen mehr, wie fälschlich, schwarze Zähne, gegen deren Urheber, die Zahnärzte, man bisher machtlos war; es ist mir gelungen, eines der neuen erfundenen antiseptischen Mittel, verbunden mit Zahnpasta, herzustellen, welches der Zahnärzte entschieden „Halt“ gebietet; bei Gebrauch derselben ist die Zahncaries nicht nur allen unmöglich, auch der Zahnschmerz schwindet, das Zahnfleisch wird gehärtet, die Zähne bleibend, der Schmerz derselben confidirt und der süße Geruch entfernt. Bei franzo. Einsetzung auch in Vollmachten von 50 Pf. verleihe vorerf. 1 Dose antiseptische Zahnpasta, von Nm. 1-5 eine Dose hocharomatische antiseptische Zahnpasta. Wiederverkäufer erhalten angemessenen Rabatt. Nur alleinige Fabrication bei H. Pries in Bohum, Weßph.

Das schönste Geschenk ist und bleibt eine selbstthätige **Zimmerfontaine** von **Louis Heinrici** Zwickau i/S. Man verlange Katalog!

**500 Mark in Gold.**  
wenn Crème Grolsch nicht alle Contantverpflichtungen, als Sommerprossen, Leberleide, Genußbrand, Nüchtern, Nervenleide u. dergleichen, mit 1/2 Liter Grolsch, weiß u. jungbl. frisch erhält. Seine Schminke! Dr. L. K. 204 Hauptdepot J. Grolsch, Grün (Währen) Berlin; Fortuna-Abth., Tragenstr. 6. Fr. Schwarzlose Leipzigstr. 56 u. Friedrichstr. 183. Coblenz, Hofl. Köhlerstr. 47. Augsburg; Hofsp. J. St. Nica. Braunshweig; Hofl. Wolf u. Centraldrogerie, Bremen; Drogs. Burmann, Bremen; Drogs. Stahl, Gießen; Dammberg & Apfel, Chemnitz; Schloßapotheke, Weiden; Drogs. Büttner, Danzig; Ap. Viehau, Dresden; Spitalholz & Hen. Götzig; Ap. Heilmann, Halle a. S.; Hofl. Kolb, Köln; Hofl. Gimbomay, Gießen; Königberg i. Pr.; Ap. Rühle, Leipzig; Gompf u. Pöschel; Drogs. Schart, Rostock; Gering, Stettin; Drogs. Schütz, Straßburg; Hofsp. Gerner, Wiesbaden; Drogs. Rode, Ausland; Hofl. Ap. Huber, Graz; Hofl. Muril, London W.; Hofl. 35 North Audley Str. Paris; Drogs. 2 Rue Capignone, Wien; Ap. Gantner, Am Hof.

Etahilt **Julius Gertig**, 1813.  
Fonds- u. Lotterie-Geschäft. Badenstadt, 2 Brauerien, größter Volksgarten, Hamburg, Casper Hamb. Platz. Referenz die Hamb. Börse seit 1842.  
Devise: „Und wiederum hat man bei Gertig Glück!“ — Prospekte gratis und franko. Gewinnzahlung in bar, nicht in Loose! — Keine Börsenspekulation. Gewinnresultate 1880 und 1887 brillant! — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch.

Viele Neuheiten in Schuss-Hieb-Stich-Waffen.  
Preislisten gratis.  
**Hippolit Mehles, Waffenfabrik**  
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Das **Buch der Hohenzollern** von **Max Ring**. Ein wirklich populäres **Pracht-Volksbuch** mit vielen hundert Illustrationen in circa 25 Lieferungen à 50 Pfennig. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.  
**Verlag Schmidt & Günther, Leipzig.**

**Allerbilligste Bezugsquelle für Buxkin, Tuche, Regenmantelstoffe etc.**  
Jedermann, der seinen Bedarf in Buxkin am billigsten decken will, versäume nicht, sich die reichhaltigste, vom **billigsten** Genre bis zu hochfeinen Nouveautés umfassende Kollektion der **Lüner Buxkin-Manufaktur** **N. Meyer jr., Lünen a. d. Lippe** kommen zu lassen.  
Dieselbe liefert jedes Maß — das grösste wie das kleinste — zu wirklichen **Engros-Preisen** und hat das Prinzip: „vollste Bedienung, mustergetreue Lieferung unter Garantie, zu **Engros-Preisen**“, der Firma einen aussergewöhnlich grossen Kundenkreis gesichert; jeder Versuch wird zu dauernder Kundschaft führen.  
— Musterversand franko gegen franko. —  
Warenversand unter Nachnahme oder vorherige Kasse ab 20 M. franko.  
Solide schwere Qualitäten zu 2,70 — 3,20 — 3,50 — 4,00 (doppelt breit).

**OTTO HERZ & Co.**  
berühmt durch SOLIDITÄT  
ELEGANZ u. d. vorzüglichste PASSEFORM  
Frankfurt a. Main  
anerkannt bestes Fabrikat  
EN GROS EXPORT  
DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

**Wer** gut sehen, seine Augen schonen, seine Augen erhalten, eine wirklich richtige Brille oder Pince-nez besitzen will, wähle bei **Kurzichtigkeit, Weit- u. Uebersichtigkeit, sowie bei zu raschem Ermüden der Augen** **Rodenstock's neue verbesserte Augengläser mit Diaphragma**, welche das Beste sind, was es zum Sehen und Erhaltung der Augen dieser Art gibt.  
Nur diese sind die leichten, unter ständiger Controlle des Erfinders der verbesserten Augengläser und der vielen anderen hochwichtigen Augenapparate, des Physikers **Josef Rodenstock**, angefertigten.  
Zu Original-Preisen zu beziehen durch die autorisirten Verkaufsstellen in den meisten grösseren Städten des In- und Auslandes, und wo sich solche nicht befinden, **direct** von der Hauptdetailabgabestelle, dem Spezialinstitute für wissenschaftlich richtige Brillen und Pince-nez.  
**Optisch-oculist. Anstalt München, Karlsthor 8,**  
Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso Preisliste und leicht verständliche **Anleitung zur schriftlichen Bestellung** gratis und franco. **Niemand**, der irgend welche Abgänge am Sehevermögen hat, versäume, sich diese kommen zu lassen.  
**Optische Anstalt G. Rodenstock, München.**  
**Warnung!** Es werden sehr oft die fehlerhaftesten Fabricat-erzeugnisse und sonstige mangelhafteste Imitationen für echte Rodenstock'sche Gläser ausgegeben, weshalb man sich **nur** an die mit Diplom mit nebiger Schutzmarke versehenen, autorisirten Verkaufsstellen wenden und im Zweifelsfalle durch Anfrage bei uns sich vergewissern möge.

**Spieldosen Musikwerke**  
Lager sammtl. Musikwerke.  
**Rich. Wüsthner, Freiberg**  
zu den billigsten Preisen  
Preislisten gratis  
Orchestriener-Mech. Kunstwerke

**Epilepsie ist heilbar.**  
Anspruchsbekanntes groß. Anweisung von **Dr. J. C. Quantz**, Fabrikant, Warrndorf i. W.  
**Der Gesangs-Komiker.**  
Ausgewählte Coupletts, Duette, Soloforeen mit Pianoforte-Begleitung.  
22 Bände (Band 18-22 neu) à 1 Mark.  
Inhaltsverzeichnis gratis und franko.  
Leipzig. **C. A. Koch's Verlag.**

**Versand-Geschäft. — Bijouterie-Fabrik.**  
**Max Grünbaum, Berlin W., Friedrichstr. 194.**  
Massiv goldene Ringe mit gesetzlichem Gold-Gehalt.

No. 584. Rubin, Saffir oder Simili Skar. Mk. 5,- 14 „ 7,50	No. 347. Rubin oder Amethyst Skar. Mk. 8,- 14 „ 8,-	No. 546. Blutstein Skar. Mk. 10,- 15 „ 15,-	No. 368. Simili-Brillant Skar. Mk. 9,- 14 „ 11,-
No. 369. Jaspis, Amethyst oder Almandin Skar. Mk. 10,- 14 „ 15,-	No. 348. Almandin od. Amethyst Skar. Mk. 7,50 14 „ 11,50	No. 349. Rubin, Saffir od. Smaragd u. 8 echte Perlen 14kar. Mk. 14,50	No. 353. Rubin, Saffir od. Smaragd u. 6 echte Perlen Mk. 20,50

Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

Grösste Ersparnisse im Haushalt.  
In Glasflaschen à Mk. 1.50 und 2.50.  
**Bouillon-Extrakte**  
Form — für seine Kraftstoffe: eines herbes Wurz und zu Fleischbrühe m. Suppen, u. Worseln. — feinste Saucenwürste.

Als Würzen jeden Fleischextract übertrifft!  
Als Fleischbrühe jede andere Zugabe unnötig macht!

**MAGGI**

Ersetzt mit Grünzeug, Golderbe mit Senf u. s. Feine Suppenmehle  
Ausgesiebt durch Wohlgeschmack, leichte Verdaulichkeit u. Billigkeit.  
in Delicatess-, Droguen-, Colonialwaren-Geschäftl. Plac.

Höchste Ehrenpreise und Goldene Medaillen.  
Bergstadt u. d. Protektorat der Schweizerischen Gewerbe- u. d. k. k. dt. Gewerbe-Inspektorat.  
Ingress: Berlin C. Seydlerstr. 44. Wien L. Jannowitzg. 6. Paris, 7, Cité de Trévise 1. J. Maggi & Co., Kempthornstrasse.

**Musik-Richters Anker-Steinbaukasten**  
Instrumente und Artikel aller Art 10-15 pCt. billiger geworden. Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmonikas, Spielfisken, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art. Nur garantiert gute Waren. — Beste Bezugsquelle. — Ferner grosses Musikalienlager, billigste Preise. — Preisl. gratis-franko. Instr.-Fabrik **ERST CHALLIER** (Rudolph Nachf.) in GIESSEN.

**Der Kinder liebste Spiel!**  
Aber auf die gesamte Kinderwelt ausstrahlt die größte Anziehungskraft aus; sie sind auch heute noch das beliebteste und gediegenteste Spiel für jung und alt. Wundervollste Nachahmungen wegen ver- lange man gen. in den Geschäften ausdrücklich „Richters Anker-Steinbaukasten“ und nehme brinen Kasten ohne die Fabrikmarke „Anker“. Preis Mk. 1. 1. 50, 2 Mk. und höher. Häufig über diese belehrende Spiel- und Beschäftigungsmittel findet man in dem mit zahlreichem farbigen Bauvorbildern versehenen Buche **Des Kindes liebste Spiel**, welches auf Wunsch franko über- senden:  
**F. Ad. Richter & Cie.,** Rudolfsstadt, Wien, Olten, London, New-York.